

Öffentliche Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften.

Zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten, ihres hohen Protektors,

wird die K. Akademie der Wissenschaften Samstag den 12. November vormittags 11 Uhr eine Fest-Sitzung halten.

In derselben wird, nach einleitenden Worten des Präsidenten der Akademie, Geheimen Rates Dr. von Heigel, sowie nach Verkündigung der neuen akademischen Wahlen, der Sekretär der historischen Klasse, Professor Dr. Johann Friedrich, die

Gedächtnisrede auf Carl Adolf von Cornelius
halten.

Der Zutritt zu dieser öffentlichen Sitzung steht jedermann frei.

München, den 7. November 1904.

K. B. Akademie der Wissenschaften.

in in
niallich
weisen.
seine
n Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
paßt
n be-
nur
seine
und
dürfe
aus-
men-

frage
ie der
n 16.
eiten.
des
alten
der
ssen-
chen
n im
und
von
sen-
Er-

Öffentliche Sitzung

zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit des
Prinz-Regenten

am 12. November 1904.

Der Präsident der Akademie, Herr K. Th. v. Heigel,
eröffnete die Festsitzung mit der folgenden Ansprache:

Das erste Wort gebührt heute dem Landesherrn. Die Akademie der Wissenschaften hat sich nur mit wissenschaftlichen, nicht mit politischen Fragen der Gegenwart zu beschäftigen, aber wir erfüllen nur eine Ehrenpflicht, wenn wir ehrfurchtsvoll und freudigen Herzens zugleich dem Dank Ausdruck geben, dass wir in einem monarchischen Staate leben, dass wir den Schutz des Wittelsbachischen Hauses geniessen, das allzeit sein köstlichstes Reservatrecht in der Pflege von Kunst und Wissenschaft erblickt hat, dass an der Spitze des Staates ein Fürst steht, mild und gütig auf dem Thron, schlicht und brav in seinem Daheim, ein ritterlicher Degen und ein unparteiischer Hüter des Rechts, auf dass alle Stände in gleicher Weise gedeihlich sich fortentwickeln mögen! Dem Allverehrten und seinem blühenden Hause möge der Segen des Himmels allwegen beschieden bleiben!

Unser Landesherr, die Königliche Staatsregierung und die im Landtag verkörperte Volksvertretung sind die drei Faktoren, denen wir zu danken haben, dass wir uns ungestört und unabhängig unseren wissenschaftlichen Aufgaben widmen können. Doch auch der Spenden grossmütiger Gönner haben wir zu ge-

denken. Wir brauchen uns des Bekenntnisses, dass uns freigebige Wohltäter nötig sind, nicht zu schämen. An die Regierungen treten in unserer Zeit immer stärkere Anforderungen heran, und zumal in wirtschaftlich gedrückten Tagen kann wirklich nicht alles zur Förderung eines grossen wissenschaftlichen Betriebs Notwendige oder doch Nützliche vom Staate geleistet werden. Die Hilfe von einsichtsvollen und opferwilligen Privaten ist dazu unentbehrlich. Der Reiche wird, wenn anders er das Herz auf dem rechten Flecke hat, selbst sich verpflichtet fühlen, seinen Überfluss zum Wohl der Allgemeinheit nutzbar zu machen, und wie könnte dieser Bürgerpflicht auf edlere Weise nachgekommen werden, als durch Förderung der Aufgaben von Kunst und Wissenschaft? Es ist bekannt, welch ungeheure Summen in Amerika für solche Zwecke von Privaten geschenkt werden. Bei uns sind — ich darf wohl sagen: Gott sei Dank! — so märchenhafte Reichtümer nicht in Privatbesitz aufgestapelt. Doch auch in deutschen Landen wird zwar in bescheidenerem Masse, sicher aber nicht mit geringerem Verständnis gespendet. Wenn wir Galerien und wissenschaftliche Institute in Berlin, Leipzig, Hamburg, Frankfurt und anderen deutschen Städten besuchen, begegnen wir auf Schritt und Tritt erfreulichen Beweisen bürgerlicher Munificenz. Auch unserer Akademie wird zur Vervollständigung der Sammlungen, zur Stellung von Preisaufgaben, zur Unterstützung von Forschungsreisen immer wieder von hochwillkommenen Gönnern hilfreiche Hand geboten. Wir graben die Namen unserer Bundesgenossen dankbaren Sinnes in steinerne Tafeln, doch ein schönerer und dauerhafterer Lohn bietet sich ihnen im Anteil an den segensreichen Wirkungen, welche die echte Wissenschaft zu allen Zeiten auf das gesamte Kulturleben ausgeübt hat.

Von den zahlreichen Geschenken und Widmungen, welche die wissenschaftlichen Staatssammlungen im Jahre 1904 erhalten haben und welche anderweitig veröffentlicht werden, seien hier nur einzelne hervorgehoben:

Die Herren Fabrikant Ernst August Ferdinand Müller, Oberförster a. D. Max Müller und Rechtsanwalt Otto

Kretschmar, sämtliche in Dresden wohnhaft, haben die ungemein wertvolle Käfersammlung, welche der verstorbene Fabrikbesitzer Klemens Müller in Dresden hinterlassen hat, der zoologischen Sammlung zum Geschenk gemacht.

Sie ist eine der reichhaltigsten und wertvollsten privaten Käfersammlungen Deutschlands, in welcher das paläarktische Faunengebiet in ganz aussergewöhnlicher Vollständigkeit der Arten durch hunderttausende von Exemplaren vertreten ist; ihr wissenschaftlicher Wert wird noch dadurch gesteigert, dass sie die berühmte Kiesenwetter'sche und Haag-Rutenberg'sche Sammlung enthält, aufs beste geordnet und samt einer etwa 1200 Bände, darunter sehr seltene Werke enthaltenden entomologischen Bibliothek übergeben wurde.

Herr Krapfenbaur hat der zoologischen Sammlung 8—9000 Konchylien in auserlesenen schönen Exemplaren gewidmet. Der besondere Vorzug dieser Kollektion besteht darin, dass manche seltene Arten in grossen Serien vertreten sind und aus Gegenden stammen, deren politische Verhältnisse Aufsammlungen nicht mehr gestatten.

Die paläontologische Sammlung wurde durch Ausgrabungen bereichert, welche der Forschungsreisende Herr Eugen Wolf auf Madagaskar hatte vornehmen lassen. Aus den dort gefundenen Bruchstücken lässt sich das Skelett einer nur auf Madagaskar vorkommenden subfossilen Hippopotamusart zusammensetzen. Ein ausserordentlich dankenswerter Zuwachs für unsere Sammlung!

Die von Geheimrat von Zittel hinterlassene, sehr reichhaltige Bibliothek, welche fast sämtliche, während der letzten 30 Jahre auf dem Gebiete der Paläontologie erschienenen Schriften enthält, mithin für die Fachwissenschaft von unschätzbarem Wert ist, wurde von drei Akademiemitgliedern, deren Namen nicht genannt werden sollen, erworben und der paläontologischen Staatssammlung zum Geschenk gemacht.

Der Wölfflin'sche Reservefond für den Thesaurus linguae Latinae hat durch Vermittlung des Herrn Ge-

heimrats von Wölfflin von Herrn Professor Theodor Usteri in Zürich einen stattlichen Zuschuss erhalten.

Die silberne Medaille Bene merenti widmete unsere Akademie dem Herrn A. Fruhstorfer für Schenkungen von Insekten und Reptilien aus Annam und Tonkin an die zoologische Sammlung, sowie Herrn Paul Gaudin, Direktor der Eisenbahn Smyrna-Kassaba, für die Zuwendung wissenschaftlich wertvoller Grabfunde und späthellenischer Terrakotten an das K. Antiquarium.

Der Grosskaufmann Bernhard Lust in Charlottenburg, aus Nürnberg gebürtig, widmete aus Anlass des 60jährigen Bestandes seines Geschäfts dem K. Münzkabinett die Summe von 25 000 M. zum Ankaufe wertvoller Münzen.

Endlich hat der in Bonn am 10. Oktober ds. Js. verschiedene Universitätsprofessor a. D. Edmund Hardy durch rechtsgültiges Testament vom 28. Oktober 1901 die K. Bayer. Akademie der Wissenschaften zur Erbin seiner Hinterlassenschaft eingesetzt mit der Bestimmung, dass aus der Erbschaftsmasse, abzüglich einiger besonderer Vermächtnisse, mindestens 50 000 M. zu einer Stiftung für indologische Studien verwendet werden. Die Stiftung, zu deren Annahme das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten durch Entschliessung vom 27. Oktober Nr. 22978 die Akademie bereits ermächtigt hat, soll den Namen „Hardy-Stiftung“ führen. Über ihre Verwaltung hat Hardy folgende Bestimmungen getroffen: „Der Zinsertrag soll alljährlich am 9. Juli entweder a) zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, gleichviel welchem deutschen Bundesstaat er angehören mag, der seine Universitätsstudien bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung seiner Fachstudien, oder b) zu Preisen für vorliegende, wissenschaftliche Leistungen oder c) zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen verwendet werden, — alles jedoch unter Beschränkung auf das Gebiet der Indologie in dem Umfang dieses Begriffes, wie er wissenschaftlich anerkannt wird.“

Die Verleihung eines Preises für gedruckte Werke ist auf solche zu beschränken, die im Laufe der letzten 3 Jahre, vom Verleihungstermin an gerechnet, erschienen sind. In diesem Falle, aber auch nur in diesem allein, soll die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit des Verfassers zu einem deutschen Bundesstaat keinen Unterschied begründen.

Bei der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften soll es stehen, im Falle, dass es sich um eine wissenschaftliche Reise oder um Unterstützung grösserer wissenschaftlicher Unternehmungen handelt, auch über den Zinsertrag von zwei oder mehreren aufeinander folgenden Jahren kraft eines einmaligen Beschlusses zu verfügen. Für die Verlängerung über das dritte Jahr hinaus soll es jedoch eines erneuten Beschlusses bedürfen.

Die Verwendung des Jahresertrages der Hardy-Stiftung soll jedesmal an einer geeigneten Stelle bekannt gegeben werden.

Wenn Verhältnisse irgendwelcher Art die Inanspruchnahme der Zinserträge der Stiftung für ihren eigentlichen Zweck der Förderung der Indologie ausschliessen, so bleibt es der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften anheimgegeben, sie für andere Zweige der orientalischen Forschung, jedoch unter Bevorzugung solcher Zweige, welche sich mit der Indologie berühren, entsprechend zu verwenden.“

Hardy schliesst seine Bestimmungen mit den Worten: „Möge diese Stiftung Zeugnis ablegen von meiner Vorliebe für ein Forschungsgebiet, das mir den Vorteil gewährte, in geistigen Verkehr mit vielen Mitstrebenden zu treten, älteren und jüngeren aus der alten und der neuen Welt, und manche derselben mir als Freunde zu erwerben!“

Dem edlen Stifter sei an dieser Stelle der wärmste Dank der Akademie ausgesprochen. Nicht bloss die Gabe selbst ist für uns wertvoll, sondern auch die Tatsache, dass ein Gelehrter, der zu unserer Akademie nicht in näheren Beziehungen stand, uns sein Gut anvertraute, weil er die Überzeugung hatte, dass es hier zu Nutz und Frommen der Wissenschaft vorteilhaft verzinst wird.

Ich komme sicherlich nur einem Wunsche der Mitglieder der Akademie und ebenso auch unserer verehrten Gäste entgegen, wenn ich nach Mitteilungen unseres Mitgliedes Herrn Professor Kuhn die wichtigsten Daten über Leben und Wirken unseres Gönners bekannt gebe.

Edmund Georg Nikolaus Hardy wurde am 9. Juli 1852 zu Mainz geboren, studierte daselbst am bischöflichen Seminar und war, 1875 zum Priester geweiht, mehrere Jahre als Kaplan zu Heppenheim an der Bergstrasse tätig. Nachdem er 1879 in Heidelberg zum Doktor der Philosophie promoviert und später noch einige Zeit in Berlin philosophischen Studien obgelegen hatte, veröffentlichte er 1884 eine geschätzte Abhandlung „Über den Begriff der Physis in der griechischen Philosophie“. 1885 in Freiburg im Breisgau zum Doktor der Theologie promoviert, habilitierte er sich 1886 in der dortigen theologischen Fakultät und erhielt noch im gleichen Jahre eine ausserordentliche Professur, die er mit der Rede „Die allgemeine vergleichende Religionswissenschaft im akademischen Studium unserer Zeit“ öffentlich antrat und bis 1893 bekleidete. 1894 übernahm er eine ordentliche Professur des Sanskrit und der vergleichenden Religionswissenschaft zu Freiburg in der Schweiz, legte jedoch infolge bekannter Vorgänge im Frühjahr 1898 zugleich mit acht anderen reichsdeutschen Kollegen sein Amt nieder und lebte dann als Privatgelehrter zuerst in Würzburg, seit 1903 in Bonn, wo ihn am 10. Oktober dieses Jahres ein vorzeitiger Tod ereilte.

Von Hardys fachwissenschaftlichen Arbeiten können hier nur die wichtigsten genannt werden. 1890 erschien „Der Buddhismus nach älteren Pali-Werken dargestellt“, 1893 „Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens“ — zwei Werke, die ihm sofort die allgemeine Anerkennung der Fachgelehrten eintrugen. Seit 1894 beteiligte er sich auf das eifrigste an den Arbeiten der Pali Text Society, eines von Professor Rhys Davids in London begründeten Vereins, der sich die Herausgabe der in Pali (der ältesten Tochttersprache des Sanskrit) geschriebenen Religionsbücher des südlichen Buddhismus

zur Aufgabe gesetzt hat. Sechs Bände dieser Reihe hat Hardy mit unermüdlichem Fleisse und grösster Sorgfalt nach den Handschriften herausgegeben. Daneben liess er in diesen Jahren drei selbständige Schriften erscheinen: in der von Kampers, Merkle und Spahn herausgegebenen „Weltgeschichte in Charakterbildern“, die wertvolle Monographie „Indiens Kultur in der Blütezeit des Buddhismus. König Asoka“ 1902, eine eingehende Würdigung dieses berühmten Königs aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert nach seinen Inschriften entworfen, und in der bekannten Sammlung Göschens zwei anspruchslose, aber tüchtige Büchlein: „Indische Religionsgeschichte“ 1898 und „Buddha“ 1903, in welch letzterem der Versuch gemacht wird, den Religionsstifter und seine Weltanschauung auf Grund seiner eigenen Aussprüche psychologisch zu begreifen. Dazu kommt in der Abhandlung „Zur Geschichte der vergleichenden Religionsforschung“ in Band IV, 1901 des „Archivs für Religionswissenschaft“ ein wertvolles Zeugnis, wie allseitig und umfassend Hardy die Ziele der Religionsgeschichte aufgefasst wissen wollte. In den letzten Jahren beschäftigten ihn die Vorarbeiten zu einem Wörterbuche der Pali-Sprache, dessen Vollendung wir von dem vorher genannten Rhys Davids erhoffen dürfen.

Hardy hat sich in verhältnismässig kurzer Zeit vom einseitigen Parteistandpunkt zur Unbefangenheit des freien Forschers hindurchgearbeitet und bei unverbrüchlicher Treue gegen die Kirche, der er durch Geburt und Erziehung angehörte, steht er mit seinen späteren Arbeiten sichtlich unter dem Einflusse des friedvollen und toleranten Geistes, welcher die Lehre des Fürstensonnes von Kapilavastu so rühmlich auszeichnet.

Die Stiftung des hochherzigen Gelehrten in seinem Sinne zu verwalten, wird der Akademie stets eine Ehrenpflicht sein.

Endlich habe ich noch bekannt zu geben, dass das Kuratorium der Liebigstiftung auf Antrag seines auswärtigen Mitgliedes, des Geheimen Hofrats Prof. Dr. O. Kellner in Möckern-

Leipzig, dem Zivilingenieur Professor Dr. Adolf Frank in Charlottenburg die goldene Liebig-Medaille verliehen hat. Frank hat durch die Einführung der Düngung mit Kalisalzen und durch seine erfolgreichen Bemühungen, den Luftstickstoff in ein wertvolles Düngemittel zu verwandeln, sich um die Landwirtschaft hervorragende Verdienste erworben und dafür eine öffentliche Anerkennung nach dem Stiftungszwecke verdient.

Das Kuratorium hat weiter, dem Antrage desselben Mitglieds und dem vorgelegten Versuchsplane zustimmend, dem Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Kiel, Professor Dr. Rodewald, zur Ausführung von Versuchen über die Selbstentzündung des Heus aus den Erträgen der Stiftung eine Beihilfe von 1000 M. gewährt.

Dann verkündigten die Klassensekretäre die Wahlen.

Es wurden gewählt und von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten bestätigt:

I. In der philosophisch-philologischen Klasse:

als korrespondierende Mitglieder:

- Dr. Johannes Vahlen, Geh. Regierungsrat, Professor der lateinischen Philologie an der Universität zu Berlin;
- Dr. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Geh. Regierungsrat, Professor der griechischen Philologie an der Universität zu Berlin;
- Dr. Henri Omont, Direktor der Handschriftenabteilung an der National-Bibliothek zu Paris;
- Dr. Wilhelm Windelband, Geh. Hofrat, Professor der Philosophie an der Universität zu Heidelberg;
- Dr. Wilhelm Braune, Geh. Hofrat, Professor der deutschen Philologie an der Universität zu Heidelberg;
- Dr. Vilhelm Thomsen, Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität zu Kopenhagen.

II. In der historischen Klasse:

als ordentliches Mitglied:

Dr. Hans Riggauer, Honorar-Professor der Numismatik an der Universität zu München;

als ausserordentliche Mitglieder:

Dr. Georg Preuss, Privatdozent der Geschichte an der Universität zu München;

Dr. Walter Goetz, Privatdozent der Geschichte an der Universität zu München;

als korrespondierende Mitglieder:

Dr. Georg von Below, Professor der Geschichte an der Universität zu Tübingen;

Georges Vicomte d'Avenel zu Paris;

Dr. Ernesto Monaci, Professor der romanischen Philologie an der Universität zu Rom.

Darauf hielt das ordentliche Mitglied der historischen Klasse, Herr J. Friedrich, die besonders veröffentlichte Gedächtnisrede auf Karl Adolf von Cornelius.

Historische Klasse.

Herr VON HEIGEL hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag:

Das Projekt einer Vermählung des Herzogs Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg mit der „grande mademoiselle“ 1652—1653.

Herzogin Anna Maria von Montpensier, bekannter unter dem Namen „la grande mademoiselle“, spricht in ihren Memoiren in spöttischem Ton von dem Annäherungsversuch eines „kleinen deutschen Fürsten aus dem Wittelsbachischen Hause“, des Herzogs Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der durch Vermittlung eines Neuburger Jesuiten ihr Geld und ihre Hand habe erschleichen wollen; die Erzählung von der Brautwerbung des „drolligen“ Paters liest sich wie eine burleske Operettenszene. Dagegen lässt sich aus bisher unbekannten Archivalien, Briefen des Herzogs an die grande mademoiselle und die Mitglieder des königlichen Hauses, insbesondere aber aus zahlreichen und sehr ausführlichen Berichten des Brautwerbers P. Antoni, — Berichten, die ein originelles, fesselndes Bild von den Zuständen in Frankreich und speziell am französischen Hofe nach der Niederwerfung der Fronde gewähren, — feststellen, dass die Erzählung der Dame wohl in den Hauptzügen richtig ist, aber in groben Übertreibungen sich gefällt und das Wichtigste nicht erwähnt. Das Projekt einer Vermählung des Herzogs mit der französischen Prinzessin ist auf kirchlich-politische Motive zurückzuführen. Der Einfluss und das Vermögen der Herzogin sollten vor allem dazu dienen, in Jülich und Berg die Alleinherrschaft des katholischen Bekenntnisses wieder zu begründen.

Aus den vorliegenden Korrespondenzen und Berichten lässt sich auch ersehen, dass nicht bloss, wie es in den Memoiren dargestellt ist, einige bestochene Hofbeamte, sondern die Eltern der Prinzessin, die Königin-Mutter und Kardinal Mazarin den

Plan begünstigten. Die präziöse „Jungfrau von Orleans“ selbst zog die Heirat sehr ernsthaft in Erwägung, und wenn sie schliesslich eine ablehnende Haltung einnahm, so geschah dies nur, weil sich auf einen Augenblick Aussicht eröffnete, dass sie zur Gattin des jungen Ludwigs XIV. erhoben werden könnte, um die Aussöhnung zwischen der Krone und der besiegten altnationalen Partei zu besiegeln.

Öffentliche Sitzung

zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit des
Prinz-Regenten

am 12. November 1904.

Der Präsident der Akademie, Herr K. Th. v. Heigel,
eröffnete die Festsitzung mit der folgenden Ansprache:

Das erste Wort gebührt heute dem Landesherrn. Die Akademie der Wissenschaften hat sich nur mit wissenschaftlichen, nicht mit politischen Fragen der Gegenwart zu beschäftigen, aber wir erfüllen nur eine Ehrenpflicht, wenn wir ehrfurchtsvoll und freudigen Herzens zugleich dem Dank Ausdruck geben, dass wir in einem monarchischen Staate leben, dass wir den Schutz des Wittelsbachischen Hauses genießen, das allzeit sein köstlichstes Reservatrecht in der Pflege von Kunst und Wissenschaft erblickt hat, dass an der Spitze des Staates ein Fürst steht, mild und gütig auf dem Thron, schlicht und brav in seinem Daheim, ein ritterlicher Degen und ein unparteiischer Hüter des Rechts, auf dass alle Stände in gleicher Weise gedeihlich sich fortentwickeln mögen! Dem Allverehrten und seinem blühenden Hause möge der Segen des Himmels allwegen beschieden bleiben!

Unser Landesherr, die Königliche Staatsregierung und die im Landtag verkörperte Volksvertretung sind die drei Faktoren, denen wir zu danken haben, dass wir uns ungestört und unabhängig unseren wissenschaftlichen Aufgaben widmen können. Doch auch der Spenden grossmütiger Gönner haben wir zu ge-

denken. Wir brauchen uns des Bekenntnisses, dass uns freigebige Wohltäter nötig sind, nicht zu schämen. An die Regierungen treten in unserer Zeit immer stärkere Anforderungen heran, und zumal in wirtschaftlich gedrückten Tagen kann wirklich nicht alles zur Förderung eines grossen wissenschaftlichen Betriebs Notwendige oder doch Nützliche vom Staate geleistet werden. Die Hilfe von einsichtsvollen und opferwilligen Privaten ist dazu unentbehrlich. Der Reiche wird, wenn anders er das Herz auf dem rechten Flecke hat, selbst sich verpflichtet fühlen, seinen Überfluss zum Wohl der Allgemeinheit nutzbar zu machen, und wie könnte dieser Bürgerpflicht auf edlere Weise nachgekommen werden, als durch Förderung der Aufgaben von Kunst und Wissenschaft? Es ist bekannt, welch ungeheure Summen in Amerika für solche Zwecke von Privaten geschenkt werden. Bei uns sind — ich darf wohl sagen: Gott sei Dank! — so märchenhafte Reichtümer nicht in Privatbesitz aufgestapelt. Doch auch in deutschen Landen wird zwar in bescheidenerem Masse, sicher aber nicht mit geringerem Verständnis gespendet. Wenn wir Galerien und wissenschaftliche Institute in Berlin, Leipzig, Hamburg, Frankfurt und anderen deutschen Städten besuchen, begegnen wir auf Schritt und Tritt erfreulichen Beweisen bürgerlicher Munifizenz. Auch unserer Akademie wird zur Vervollständigung der Sammlungen, zur Stellung von Preisaufgaben, zur Unterstützung von Forschungsreisen immer wieder von hochwillkommenen Gönnern hilfreiche Hand geboten. Wir graben die Namen unserer Bundesgenossen dankbaren Sinnes in steinerne Tafeln, doch ein schönerer und dauerhafterer Lohn bietet sich ihnen im Anteil an den segensreichen Wirkungen, welche die echte Wissenschaft zu allen Zeiten auf das gesamte Kulturleben ausgeübt hat.

Von den zahlreichen Geschenken und Widmungen, welche die wissenschaftlichen Staatssammlungen im Jahre 1904 erhalten haben und welche anderweitig veröffentlicht werden, seien hier nur einzelne hervorgehoben:

Die Herren Fabrikant Ernst August Ferdinand Müller, Oberförster a. D. Max Müller und Rechtsanwalt Otto

Kretschmar, sämtliche in Dresden wohnhaft, haben die ungemein wertvolle Käfersammlung, welche der verstorbene Fabrikbesitzer Klemens Müller in Dresden hinterlassen hat, der zoologischen Sammlung zum Geschenk gemacht.

Sie ist eine der reichhaltigsten und wertvollsten privaten Käfersammlungen Deutschlands, in welcher das paläarktische Faunengebiet in ganz aussergewöhnlicher Vollständigkeit der Arten durch hunderttausende von Exemplaren vertreten ist; ihr wissenschaftlicher Wert wird noch dadurch gesteigert, dass sie die berühmte Kiesenwetter'sche und Haag-Rutenberg'sche Sammlung enthält, aufs beste geordnet und samt einer etwa 1200 Bände, darunter sehr seltene Werke enthaltenden entomologischen Bibliothek übergeben wurde.

Herr Krapfenbaur hat der zoologischen Sammlung 8—9000 Konchylien in auserlesenen schönen Exemplaren gewidmet. Der besondere Vorzug dieser Kollektion besteht darin, dass manche seltene Arten in grossen Serien vertreten sind und aus Gegenden stammen, deren politische Verhältnisse Aufsammlungen nicht mehr gestatten.

Die paläontologische Sammlung wurde durch Ausgrabungen bereichert, welche der Forschungsreisende Herr Eugen Wolf auf Madagaskar hatte vornehmen lassen. Aus den dort gefundenen Bruchstücken lässt sich das Skelett einer nur auf Madagaskar vorkommenden subfossilen Hippopotamusart zusammensetzen. Ein ausserordentlich dankenswerter Zuwachs für unsere Sammlung!

Die von Geheimrat von Zittel hinterlassene, sehr reichhaltige Bibliothek, welche fast sämtliche, während der letzten 30 Jahre auf dem Gebiete der Paläontologie erschienenen Schriften enthält, mithin für die Fachwissenschaft von unschätzbarem Wert ist, wurde von drei Akademiemitgliedern, deren Namen nicht genannt werden sollen, erworben und der paläontologischen Staatssammlung zum Geschenk gemacht.

Der Wölfflin'sche Reservefond für den Thesaurus linguae Latinae hat durch Vermittlung des Herrn Ge-

heimrats von Wölfflin von Herrn Professor Theodor Usteri in Zürich einen stattlichen Zuschuss erhalten.

Die silberne Medaille Bene merenti widmete unsere Akademie dem Herrn A. Fruhstorfer für Schenkungen von Insekten und Reptilien aus Annam und Tonkin an die zoologische Sammlung, sowie Herrn Paul Gaudin, Direktor der Eisenbahn Smyrna-Kassaba, für die Zuwendung wissenschaftlich wertvoller Grabfunde und späthellenischer Terrakotten an das K. Antiquarium.

Der Grosskaufmann Bernhard Lust in Charlottenburg, aus Nürnberg gebürtig, widmete aus Anlass des 60jährigen Bestandes seines Geschäfts dem K. Münzkabinett die Summe von 25000 M. zum Ankaufe wertvoller Münzen.

Endlich hat der in Bonn am 10. Oktober ds. Js. verschiedene Universitätsprofessor a. D. Edmund Hardy durch rechtsgültiges Testament vom 28. Oktober 1901 die K. Bayer. Akademie der Wissenschaften zur Erbin seiner Hinterlassenschaft eingesetzt mit der Bestimmung, dass aus der Erbschaftsmasse, abzüglich einiger besonderer Vermächtnisse, mindestens 50000 M. zu einer Stiftung für indologische Studien verwendet werden. Die Stiftung, zu deren Annahme das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten durch Entschliessung vom 17. Oktober Nr. 22978 die Akademie bereits ermächtigt hat, soll den Namen „Hardy-Stiftung“ führen. Über ihre Verwaltung hat Hardy folgende Bestimmungen getroffen: „Der Zinsertrag soll alljährlich am 9. Juli entweder a) zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, gleichviel welchem deutschen Bundesstaat er angehören mag, der seine Universitätsstudien bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung seiner Fachstudien, oder b) zu Preisen für vorliegende, wissenschaftliche Leistungen oder c) zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen verwendet werden, — alles jedoch unter Beschränkung auf das Gebiet der Indologie in dem Umfang dieses Begriffes, wie er wissenschaftlich anerkannt wird.

Die Verleihung eines Preises für gedruckte Werke ist auf solche zu beschränken, die im Laufe der letzten 3 Jahre, vom Verleihungstermin an gerechnet, erschienen sind. In diesem Falle, aber auch nur in diesem allein, soll die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit des Verfassers zu einem deutschen Bundesstaat keinen Unterschied begründen.

Bei der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften soll es stehen, im Falle, dass es sich um eine wissenschaftliche Reise oder um Unterstützung grösserer wissenschaftlicher Unternehmungen handelt, auch über den Zinsertrag von zwei oder mehreren aufeinander folgenden Jahren kraft eines einmaligen Beschlusses zu verfügen. Für die Verlängerung über das dritte Jahr hinaus soll es jedoch eines erneuten Beschlusses bedürfen.

Die Verwendung des Jahresertrages der Hardy-Stiftung soll jedesmal an einer geeigneten Stelle bekannt gegeben werden.

Wenn Verhältnisse irgendwelcher Art die Inanspruchnahme der Zinserträge der Stiftung für ihren eigentlichen Zweck der Förderung der Indologie ausschliessen, so bleibt es der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften anheimgegeben, sie für andere Zweige der orientalischen Forschung, jedoch unter Bevorzugung solcher Zweige, welche sich mit der Indologie berühren, entsprechend zu verwenden.“

Hardy schliesst seine Bestimmungen mit den Worten: „Möge diese Stiftung Zeugnis ablegen von meiner Vorliebe für ein Forschungsgebiet, das mir den Vorteil gewährte, in geistigen Verkehr mit vielen Mitstrebenden zu treten, älteren und jüngeren aus der alten und der neuen Welt, und manche derselben mir als Freunde zu erwerben!“

Dem edlen Stifter sei an dieser Stelle der wärmste Dank der Akademie ausgesprochen. Nicht bloss die Gabe selbst ist für uns wertvoll, sondern auch die Tatsache, dass ein Gelehrter, der zu unserer Akademie nicht in näheren Beziehungen stand, uns sein Gut anvertraute, weil er die Überzeugung hatte, dass es hier zu Nutz und Frommen der Wissenschaft vorteilhaft verzinst wird.

Ich komme sicherlich nur einem Wunsche der Mitglieder der Akademie und ebenso auch unserer verehrten Gäste entgegen, wenn ich nach Mitteilungen unseres Mitgliedes Herrn Professor Kuhn die wichtigsten Daten über Leben und Wirken unseres Gönners bekannt gebe.

Edmund Georg Nikolaus Hardy wurde am 9. Juli 1852 zu Mainz geboren, studierte daselbst am bischöflichen Seminar und war, 1875 zum Priester geweiht, mehrere Jahre als Kaplan zu Heppenheim an der Bergstrasse tätig. Nachdem er 1879 in Heidelberg zum Doktor der Philosophie promoviert und später noch einige Zeit in Berlin philosophischen Studien obgelegen hatte, veröffentlichte er 1884 eine geschätzte Abhandlung „Über den Begriff der Physis in der griechischen Philosophie“. 1885 in Freiburg im Breisgau zum Doktor der Theologie promoviert, habilitierte er sich 1886 in der dortigen theologischen Fakultät und erhielt noch im gleichen Jahre eine ausserordentliche Professur, die er mit der Rede „Die allgemeine vergleichende Religionswissenschaft im akademischen Studium unserer Zeit“ öffentlich antrat und bis 1893 bekleidete. 1894 übernahm er eine ordentliche Professur des Sanskrit und der vergleichenden Religionswissenschaft zu Freiburg in der Schweiz, legte jedoch infolge bekannter Vorgänge im Frühjahr 1898 zugleich mit acht anderen reichsdeutschen Kollegen sein Amt nieder und lebte dann als Privatgelehrter zuerst in Würzburg, seit 1903 in Bonn, wo ihn am 10. Oktober dieses Jahres ein vorzeitiger Tod ereilte.

Von Hardys fachwissenschaftlichen Arbeiten können hier nur die wichtigsten genannt werden. 1890 erschien „Der Buddhismus nach älteren Pali-Werken dargestellt“, 1893 „Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens“ — zwei Werke, die ihm sofort die allgemeine Anerkennung der Fachgelehrten eintrugen. Seit 1894 beteiligte er sich auf das eifrigste an den Arbeiten der Pali Text Society, eines von Professor Rhys Davids in London begründeten Vereins, der sich die Herausgabe der in Pali (der ältesten Tochttersprache des Sanskrit) geschriebenen Religionsbücher des südlichen Buddhismus

zur Aufgabe gesetzt hat. Sechs Bände dieser Reihe hat Hardy mit unermüdlichem Fleisse und grösster Sorgfalt nach den Handschriften herausgegeben. Daneben liess er in diesen Jahren drei selbständige Schriften erscheinen: in der von Kampers, Merkle und Spahn herausgegebenen „Weltgeschichte in Charakterbildern“, die wertvolle Monographie „Indiens Kultur in der Blütezeit des Buddhismus. König Asoka“ 1902, eine eingehende Würdigung dieses berühmten Königs aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert nach seinen Inschriften entworfen, und in der bekannten Sammlung Götschen zwei anspruchslose, aber tüchtige Büchlein: „Indische Religionsgeschichte“ 1898 und „Buddha“ 1903, in welch letzterem der Versuch gemacht wird, den Religionsstifter und seine Weltanschauung auf Grund seiner eigenen Aussprüche psychologisch zu begreifen. Dazu kommt in der Abhandlung „Zur Geschichte der vergleichenden Religionsforschung“ in Band IV, 1901 des „Archivs für Religionswissenschaft“ ein wertvolles Zeugnis, wie allseitig und umfassend Hardy die Ziele der Religionsgeschichte aufgefasst wissen wollte. In den letzten Jahren beschäftigten ihn die Vorarbeiten zu einem Wörterbuche der Pali-Sprache, dessen Vollendung wir von dem vorher genannten Rhys Davids erhoffen dürfen.

Hardy hat sich in verhältnismässig kurzer Zeit vom einseitigen Parteistandpunkt zur Unbefangenheit des freien Forschers hindurchgearbeitet und bei unverbrüchlicher Treue gegen die Kirche, der er durch Geburt und Erziehung angehörte, steht er mit seinen späteren Arbeiten sichtlich unter dem Einflusse des friedvollen und toleranten Geistes, welcher die Lehre des Fürstensohnes von Kapilavastu so rühmlich auszeichnet.

Die Stiftung des hochherzigen Gelehrten in seinem Sinne zu verwalten, wird der Akademie stets eine Ehrenpflicht sein.

Endlich habe ich noch bekannt zu geben, dass das Kuratorium der Liebigstiftung auf Antrag seines auswärtigen Mitgliedes, des Geheimen Hofrats Prof. Dr. O. Kellner in Möckern-

Leipzig, dem Zivilingenieur Professor Dr. Adolf Frank in Charlottenburg die goldene Liebig-Medaille verliehen hat. Frank hat durch die Einführung der Düngung mit Kalisalzen und durch seine erfolgreichen Bemühungen, den Luftstickstoff in ein wertvolles Düngemittel zu verwandeln, sich um die Landwirtschaft hervorragende Verdienste erworben und dafür eine öffentliche Anerkennung nach dem Stiftungszwecke verdient.

Das Kuratorium hat weiter, dem Antrage desselben Mitglieds und dem vorgelegten Versuchsplane zustimmend, dem Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Kiel, Professor Dr. Rodewald, zur Ausführung von Versuchen über die Selbstentzündung des Heus aus den Erträgen der Stiftung eine Beihilfe von 1000 M. gewährt.

Hierauf verkündigte der Klassensekretär, Herr C. v. Voit, die Wahl der mathematisch-physikalischen Klasse. Es wurde dabei gewählt und von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten bestätigt:

zum ordentlichen Mitgliede das bisherige ausser-
ordentliche Mitglied:

Dr. August Rothpletz, ordentlicher Professor der Geologie und Paläontologie an der hiesigen Universität.

Gedächtnisrede

auf

Karl Adolf von Cornelius

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften
zu München

am 12. November 1904

von

Johann Friedrich

o. Mitglied der historischen Klasse.

München 1904.

Verlag der K. B. Akademie

in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

in in
nialisch
seihen.
seine
n Er-
sein
Aus-
it, be-
seine
paßt
n be-
nur
seine
und
dürfte
aus-
men-

ultrage
ie der
n 16.
seiten.
n des
halten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

Fünzig Jahre sind beinahe verflossen, seit König Maximilian II. aus ganz Deutschland jene illustre Schar berief, welche die Historische Kommission bei unserer Akademie bilden und München zu einem Mittelpunkt der historischen Forschung machen sollte, zugleich bestimmt, anregend und befruchtend nicht bloss auf Bayern, sondern auch auf das übrige Deutschland und über seine Grenzen hinaus zu wirken. Und die Kommission, im Anfang vielfach verkannt und angefeindet, hat die königliche Absicht zur Tat gemacht. Zahlreiche junge Männer haben hier ihre Kräfte versucht und erprobt, und ein grosser Teil der Gelehrtenwelt Deutschlands, Österreichs und der Schweiz trat in die Dienste der Kommission, um die von ihr unternommenen grossen Nationalwerke zu schaffen.

Die Kommission hat aber auch die historische Klasse, die mit ihr in organischen Zusammenhang gesetzt wurde, verjüngt und zu regerem Leben geweckt.

Heute sind sie alle dahingegangen, die ersten Träger und Vollstrecker des königlichen Auftrages, nachdem auch Karl Adolf Cornelius, damals in den besten Mannesjahren, voll Leben und Geist und keiner der geringsten unter ihnen, sein müdes Haupt am 10. Februar 1903 zur Ruhe gelegt hat.

Wir kennen Cornelius nur in seiner letzten Lebensstellung. Gehen wir aber seinen Anfängen nach, so stieg er zu ihr erst nach langem und heissem Ringen empor, und wirft sein Lebensgang, der, so rein persönlich er sich ausnimmt, doch mit den allgemeinen Verhältnissen der Zeit enge zusammenhängt, ein merkwürdiges Licht

in in
Büchlein
weisen.
seine
in Er-
e sein
Aus-
gt, be-
seine
r paßt
zu be-
o nur
seine
n und
edürfte
aus-
innen-

ultrage
ie der
m 16.
Seiten.
n des

halten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

auf die Gelehrten-geschichte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Und daneben hatte er ein grosses nationales Gut zu hüten.

In Würzburg am 12. März 1819 geboren,¹⁾ gehörte Cornelius seiner Abstammung nach dem beweglichen und doch zähen, lebensfrohen und freimütigen, mit einem grossen Masse geistiger Fähigkeit begabten Stamme der Rheinfranken an. Er hat auch nicht den Main, sondern den Rhein seine Heimat genannt und nie seine rheinfränkische Natur verleugnen können. In der Familie war schon länger ein Zug über das Gewöhnliche hinaus heimisch, und wie es scheint, hat auch Cornelius sein Teil an dem allgemeinen Familiengut erhalten, da ihn sein Oheim, der grosse Maler Peter Cornelius, mit sich nach Italien nehmen und für ihn sorgen wollte. Von dem Vater aber, den man, wenn auch im engeren Rahmen eines bestimmten Zweiges dramatischer Darstellungen, mit den ersten deutschen Künstlern gleichstellen durfte, empfing er insbesondere die Wärme des Herzens, feines und lebhaftes Gefühl, Wahrhaftigkeit und Tapferkeit des Wesens.

Seine Kindesjahre waren, wie es der Beruf des Vaters mit sich brachte, Wanderjahre, die für den Unterricht nicht sehr vorteilhaft gewesen sein mögen. Um so wichtiger war die Erziehung des Hauses, und der Vater, der sich ungewöhnliche Opfer für die Bildung seiner Kinder und die Grundlegung ihrer künftigen bürgerlichen Existenz abrang, weckte nicht nur den Sinn des Knaben für die schöne Literatur und lehrte ihn die Kunst des mündlichen Vortrags, er gab ihm auch ein lebendiges Beispiel, mit welchem Ernst man seinem Beruf in treuer Pflichterfüllung dienen müsse. Überhaupt machte die ganze Persönlichkeit des Vaters auf den Sohn, der sie in der Allgemeinen Deutschen Biographie selbst geschildert hat, einen unverwischbaren Eindruck.

Noch bedeutsamer wurde für seine weitere Entwicklung, dass ihn sein kinderloser Oheim Theodor Brüggemann, früher Gymnasialdirektor in Düsseldorf, nunmehr Regierungs- und Provinzialschulrat in Koblenz, zu sich nahm, um dort von Tertia an das Gymnasium

zu besuchen. Der Unterricht wird ein regelmässiger, und ausser der Schule leitet als erfahrener Schulmann der Oheim die Schritte des heranwachsenden Jünglings. Er überträgt auch seine eigene Liebe der schönen Literatur und namentlich seine Begeisterung für Dante auf seinen Schützling, so dass Cornelius bald jene Abende zu seinen genussreichsten zählt, die er mit dem Oheim in eifrigem Gespräch über Dante, „über seine einzige Stellung als Dichter, der alle Bestrebungen seiner Zeit in sich fasst, über sein poetisches Talent im Paradies u. s. w.“ zubringen kann. Und da Brüggemann zu den Rednern gehörte, die sich nie versprechen, und in freier Rede mit grosser Klarheit auch verwickelte Fragen darzustellen wusste, hat er sicher den Neffen auch in der, im Vaterhaus begonnenen, Kunst des freien Vortrags überwacht und weiter gebildet.

Dort in Koblenz empfing Cornelius auch sein kirchliches Gepräge, denn das Rheinland huldigte in der weit überwiegenden Masse, und zwar in allen Schichten, einer so energisch und aufrichtig kirchlichen Richtung, wie kaum ein anderes Volk der Erde. Dazu hatte Hermes Wirksamkeit in Lehre und Leben, zumal an der jungen Bonner Hochschule, unterstützt von seinen jüngeren Freunden und Anhängern, den Klerus zu einem Muster von Bildung, praktischer Tüchtigkeit und ehrenwerter Gesinnung erhoben — eine Erscheinung, die in diesem Umfang seit Jahrhunderten in Deutschland nicht gesehen worden war. Das Haus des Oheims, der einst selbst Schüler des Hermes und noch immer ein Freund seiner hervorragendsten Anhänger war, folgte der allgemein herrschenden Richtung. Schon bereiten sich aber schwere Konflikte vor. Preussen, zu dem das Rheinland erst seit wenigen Dezennien gehört, rüttelt an der Konfession des noch keineswegs mit der neuen Herrschaft ganz ausgesöhnten Stammes, und von kirchlicher Seite beginnt die Beanstandung der Hermesschen Methode und Lehre. In diesen doppelten Konflikt wird auch der Oheim hineingezogen und hat als Folge davon viel zu leiden.

Im Jahre 1836 verlässt Cornelius, 17 Jahre alt, das Gymnasium

in in
mialid
vetten.
seine
in Er-
e sein
Aus-
gt, be-
seine
r paßt
zu be-
o nur
seine
n und
edürfe
aus-
men-

ultrage
ie der
m 16.
Seiten.
n des

halten
der
issen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

und bezieht die Universität Bonn. Da beginnen aber auch die Sorgen. Sein Sinn strebt höher: eine Professur der Geschichte an einer Universität ist sein Ziel. Aber mit Betrübniß erkennt er, dass es ihm unter den gegebenen Verhältnissen unerreichbar sei. Denn die Universitäten der protestantischen Provinzen waren den Katholiken überhaupt verschlossen, und auch an den Universitäten katholischer oder überwiegend katholischer Provinzen, in Bonn und Breslau, hatte man noch keinen Katholiken als Geschichtsprofessor gesehen. Es bleibt für ihn nur die Mittelschule, wenn die Unterrichtsverwaltung nicht wenigstens an den letzteren Universitäten einen Wandel herbeiführen sollte. Er studiert klassische Philologie, Geschichte und Deutsch.

Mittlerweile war es zwischen der preussischen Regierung und dem Erzbischof Droste-Vischering in Cöln zum vollen Bruch gekommen, und hatte die Wegführung des Erzbischofs auf die Festung Minden nicht nur die Rheinprovinz, sondern die ganze katholische Welt in Bestürzung und Aufregung versetzt. Wie das Ereignis auch auf den jugendlichen Cornelius wirkte, kann ich nicht sagen; es griff aber tief in sein eigenes Leben ein. Sein Oheim, der, wie der Maler Peter Cornelius, den Erzbischof Droste keineswegs „als einen ansah, der das Recht ganz und unbedingt auf seiner Seite hat“,²⁾ war 1837 von der preussischen Regierung nach Rom gesandt worden, um als katholischer Ratgeber bei den gesandtschaftlichen Ausfertigungen zu dienen. Diese Mission genügte, um ihm das Vertrauen der katholischen Bevölkerung am Rhein auf längere Zeit zu entziehen, und die Regierung hielt es für ratsam, ihn nicht mehr nach Koblenz zurückkehren zu lassen, sondern im Unterrichtsministerium zu verwenden.

Der Oheim zieht den Neffen nach sich, der dadurch Gelegenheit findet, in seinen letzten Semestern noch die damaligen Berliner Celebritäten, die Böckh, Lachmann, Ranke u. a., zu hören, sowie die, freilich noch nicht so bedeutenden Kunstschatze Berlins kennen zu lernen. Auch sonst ist nach seinen Aufzeichnungen über seine

Berliner Jahre das Leben ein angeregtes. Das Haus des Oheims, dem Heiterkeit des Gemüths, Scharfsinn, Witz und gesellige Talente nachgerühmt werden, ist ein Mittelpunkt der Geselligkeit, die sich auf andere Familien überträgt. Der junge Mann trifft hier wie dort Gelehrte, darunter auch einzelne seiner Lehrer, Künstler und hohe Beamte. Es wird viel, vorzüglich Dante und Sheakspeare, gelesen, und Cornelius bewährt sich „als glänzender Vorleser“, der „den Werken der Dichter Klang und Leben zu verleihen“ versteht. Es tritt auch der berühmte Musik-Theoretiker Dehn, der spätere Lehrer seines Bruders, des Dichter-Komponisten Peter, in seinen Gesichtskreis und macht vor Cornelius seinem Widerwillen gegen die Berliner Musik Luft. Offenbar der Glanzpunkt seines Berliner Aufenthalts ist das Erscheinen des Oheims Peter Cornelius (im April 1841), so ins einzelne schildert er seine eigene Begegnung mit ihm und seiner Familie, den Empfang des grossen Meisters durch die Künstler und in Berlin überhaupt.

Im Herbst 1840 macht Cornelius in Berlin sein Lehramtsexamen, das der erste Examiner Lange mit dem „Eingangskompliment“ einleitet: Ihre Probearbeit bietet „interessante Resultate“ und wenn auch noch „juvenil“, so sind „die Quellen gut benutzt; andere nehmen das schlammige am liebsten“. Mit einem Oberlehrerzeugnis, worin Deutsch und Geschichte als seine Hauptfächer bezeichnet sind, tritt er am Berliner Realgymnasium sein Probejahr an, besucht aber, obwohl die Schule ihm viele Mühe und Sorgen macht, noch immer das Rankesche historische Seminar, in dem er mit Jakob Burckhardt, „einem lustigen, vergnügten und tätigen Burschen“, dem später so berühmten Kunsthistoriker, und Nietzsche, der sich gleichfalls als trefflicher Forscher bewährte, zusammentrifft. Ranke, der mit ihnen Sleidans Apologie liest, dessen Quellen untersucht und Objektivität festgestellt wird, und Burckhardts Schrift über Karl Martell an der Hand von Rezensionen, die Cornelius und Nietzsche darüber geschrieben hatten, bespricht, ist seitdem Cornelius gütiger Gönner. Ja, man hört mit Überraschung, dass Ranke kein Bedenken trägt, den Zwei-

in in
Büchlein
weisen.
d. seine
en Er-
te sein
i. Aus-
gt. be-
teine
er paßt
zu be-
fo nur
t. seine
n und
edürfte
aus-
ahmen-

ultrage
nie der
m 16.
Seiten.
n des

halten
e der
issen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

undzwanzigjährigen vom Seminar weg zum Nachfolger Papencordts vorschlagen zu wollen, nachdem dieser, der erste zum ausserordentlichen Professor der Geschichte in Bonn ernannte Katholik, gestorben (1841), ehe er die Professur angetreten hatte. Sein Vorhaben scheiterte nur an dem Widerspruch Brüggemanns, der zwar auch seinen Neffen als Professor in Bonn sehen wollte, es aber für verfrüht hielt, ihn schon jetzt dahin zu schicken. Zum Glück wurde der Vorgang Cornelius erst später bekannt.

Im Juli 1841, nach vollendetem Probejahre, eilt er, längst von Sehnsucht nach Eltern und Freunden ergriffen, der Heimat zu. Der Versuch, auf dem Heimweg die Historiker in Halle, Leipzig, Jena und Heidelberg im Vorübergehen zu hören, misslingt entweder, oder was er sieht und hört, befriedigt ihn nicht. Einen um so mächtigeren Eindruck empfängt er von der Dresdener Galerie, und entzückt schreibt er seinem Oheim: „Wahrhaftig, so gescheit bin ich denn doch schon, den Unterschied zwischen Berlin und Dresden herauszufühlen. Was sind das für Bilder! Früher habe ich noch gar nicht recht gewusst, was schöne Gemälde sind.“ Und ebenso freut ihn in Bamberg „besonders der Dom, dessen schöne Herstellung in rein byzantinischem Stil dem Kunstsinn des Königs Ludwig ein würdiges Denkmal setzt.“

Nachdem er Eltern und Geschwister begrüsst und einige Wochen bei ihnen in Wiesbaden verbracht, geht er nach Emmerich, eine „kleine Krämerstadt“ schon mit holländischem Charakter, an dessen Gymnasium er am 6. September 1841 zum Hilfslehrer ernannt worden war. Der Kontrast zwischen Berlin und Emmerich springt in die Augen. Doch der Oheim, der das wohl kannte, wusste, dass der angehende Gymnasiallehrer gerade dort die ihm nötige Leitung finden würde. Der junge Eifer des Anfängers setzt sich auch über die Enge des Ortes hinweg, und das Pflichtgefühl weist ihm den Weg.

Die Oede des Ortes fängt aber doch bald an drückend zu werden, und in beweglichen Worten klagt er: „Mein Kreis von Bekanntschaften ist, glaube ich, fertig. Die Leute sind ... erschrecklich

dürftig.“ Und dieser Jammer steigert sich von Monat zu Monat: „Hier, das ist nicht zu leugnen, ist kein Boden für die Wissenschaft, nicht einmal ein zusammenhängendes Gespräch über einen Gegenstand, der nicht in der Alltagssphäre liegt, werden Sie hier mit irgend jemand zustande bringen ... Der Mensch bedarf aber mannigfaltiger Anregung, wenn er etwas leisten soll, und ich fühle, wenn ich in den Ferien mich unter anderen Kreisen bewege, wie mir das Selbstbewusstsein und die Unzufriedenheit steigt.“

Gleichwohl hatten diese Zustände auch ihre Vorteile: Cornelius gewann Zeit für das Studium, zum Ueberlegen und Nachdenken. Er wächst auch zusehends geistig: der Blick wird klar, das Urteil sicher, der Charakter entschieden und selbständig, wie wir aus einem Vorfall, der ihn selbst anging, schliessen müssen.

Der rheinische ritterbürtige Adel hatte eben, im Jahre 1840, in dem, ihm gehörigen, im Regierungsbezirk Cöln gelegenen Schloss Bedburg eine Ritterakademie für den katholischen Adel gegründet, und für sie wollte ihn noch vor Ablauf seines ersten Lehrerjahres der Direktor der Anstalt, einer seiner ehemaligen Koblenzer Lehrer, unter erheblicher pekuniärer Verbesserung gewinnen. Cornelius kannte aber bereits den Kurs, der dort genommen wurde, und der lag nicht in seiner Richtung. Hatte er doch schon in Berlin, als die Rede ging: „Die rheinischen Adeligen haben (den Konvertiten) von Beckedorf, den der König extra dafür geadelt, zum Oberstudienrat gemacht“, bemerkt: „ein kluger Gedanke; was wird das geben, wenn (Bischof) Reisach (von Eichstätt) Koadjutor in Cöln wird?“ Er bedurfte daher keiner besonderen Erwägung. „Lieber in Emmerich hungern“, als auf „das verwünschte Schloss“ gehen. „Unsere schlechten rheinischen Autonomen zu Brodherren, ausserdem täglich einige ultramontane Ansichten zur Verdauung, Unterricht nach Görres-Binterim-Jarcke etc. etc.-schen Prinzipien, angenehme pädagogische Aussichten mit der lieben adeligen Jugend: das wäre eine Herrlichkeit“ — Worte, die aufs unzweideutigste die Stellung des Mannes erkennen lassen. Er ist und bekennt sich offen als Katholik, will aber nichts

m. ur
riatic
ellen.
seine
Er-
sein
Aus-
t. be-
seine
paßt
u. be-
nur
seine
und
dürfte
aus-
men-

frage
ie der
n 16.
eiten.
des

alten
der
ssen-
chen
im
und
von
sen-
Er-

wissen von dem eben in Deutschland sich breit machenden Ultramontanismus, nichts von Görres-Jarckeschen Prinzipien, nach denen Minister Abel damals Bayern regieren wollte, nichts von denen Binterims, der so wesentlich zur Verbitterung des Cölner Streites beigetragen hatte. Gar aber täglich eine aus diesen Ingredienzen zubereitete Kost der adeligen Jugend verabreichen! „Nein! Ich kann an einer Adelsschule, wie jetzt die Sachen stehen, nicht unterrichten.“

Von da schweiften seine Gedanken auf die politische Lage des Vaterlandes — und wer hätte damals, in der trüben kaiserlosen Zeit, in der eine ebenso stupide als übermütige Bureaukratie das Wort von dem „beschränkten Untertanenverstand“ geprägt hat, nicht politisirt? Er fährt fort: „Unser öffentliches Leben — ich darf davon sprechen, denn es ist eine Herzensangelegenheit von mir — wie stehts damit? In Preussen, denke ich, gut. Je länger unser König regiert, desto lieber muss man ihn haben ... Aber Deutschland — was soll man davon sagen? Es ist ein verwirrendes Chaos! Es ist besser geworden, und kann immer, immer besser werden. Aber wer bürgt dafür, wo so viele, so unendlich viele Hemmungen nichts von ihrer Kraft verlieren, während kein genügendes Gegengewicht für die Dauer vorhanden ist? Der Geist ist etwas Schönes, der sich seit 1840 in einigen Erscheinungen gezeigt hat, und offenbar noch kräftig dauert. Aber wenn er nicht Einrichtungen hervorbringt, die von ihm zeugen, politische Werke, die dazu dienen, ihn auf die Nachkommen zu verpflanzen, so sieht es noch immer schlimm genug mit uns aus. Auf den Zollverein allein möchte ich nicht bauen. Der Bundestag müsste etwas werden, eine grosse Regierungsgewalt erhalten, und dazu eingerichtet werden, sie rasch und unabhängig zu gebrauchen. Sonst werden wir es bei der ersten Gelegenheit erleben, dass die Teile und Teilchen sich von der Nation absondern, sich ihr entgegensetzen. Schreien sie doch schon jetzt über preussische Hegemonie! Als wenn das etwas so Greuliches wäre. Freilich, ein gutes Stückchen Souveränität ginge wieder verloren. Aber man wüsste

doch, wofür man es drangäbe, während man es auch jetzt doch nicht brauchen kann. Ich wünschte unserem König ein wenig mehr Mut und weniger Vorsicht, so sollte schon etwas anderes, etwas woran die Nation Freude haben könnte, in Frankfurt entstehen. Dann würde man nicht mehr trostlos von Hannover sprechen, dann würde es keine Inkompetenzanstalt sein, nein! eine Anstalt von gar grosser wichtiger Kompetenz. So lang nicht ein solcher Einheitspunkt in positiver Einrichtung besteht, mag man immer noch mehr sorgen als hoffen für Deutschland. Aber um einen solchen würden sich alle die schönen patriotischen Kräfte in geschlossener Phalanx stellen, die jetzt nichts oder wenig wirken. Wenn sie praktisch sein könnten, dann würden nicht mehr die Talente der Badischen Kammer etc. so unpraktisch wirken. Und wie schlimmer, wenn diese Kräfte wieder gewaltsam auf andere Felder gedrängt würden. Die poetische Faselei, die jetzt noch getrieben wird, ist unerträglich, darin hat Gervinus vollkommen recht; wohl uns, wenn wir jetzt etwas anderes vornehmen können! Alles, was mit dem öffentlichen Leben zusammenhängt, muss gewaltiger hervortreten; die Geschichte muss unter das Volk treten, das Recht und die Politik nationalisiert werden.“

Und wie selbständig ist bereits seine wissenschaftliche Stellung, wie richtig beurteilt er die einzelnen lebenden Historiker, erkennt er ihre Vorzüge und Mängel. „Sie fragen nach meiner Beschäftigung. Zur Vorbereitung für den Geschichtsvortrag in Prima habe ich mich zuerst in die Reformationsgeschichte vertieft, zu tief vielleicht für den nächsten Zweck, aber dafür kann ich nichts, es treibt mich. Aus Menzel kann man viel lernen; wie viel erst aus Ranke, wenn der sein Werk tüchtig forttreibt! (Ich bitte Sie inständig um alles, was Sie mir nur irgend über Ranke mitteilen können.) Es geht dem Menzel der eigentliche Geschichtssinn doch ab; er spinnt sich an dem einen Faden der Religionsstreitigkeiten durch die Jahre durch und gibt nirgends ein Bild des vollen Lebens der Nation. Seine Unparteilichkeit ist sehr zu loben: aber wo ist seine religiöse Ansicht? Ich suche sie vergebens irgendwo klar ausgesprochen. Daher kommt

in in
tiallich
ellen.
seine
t Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
pakt
n be-
nur
seine
und
dürfe
aus-
men-

ltfrage
ie der
n 16.
eiten.
n des
alten
der
ssen-
chen
n im
und
vor-
sen-
Er-

es denn, dass auch die Würdigung der theologischen Kämpfer vag und ungewiss bleibt. Der Raumer ist ein loser Schwätzer; ich habe sein Buch zugeschlagen und verspare mir ihn für spätere Perioden, wo er besser sein soll. Das Glück spielte mir ein Buch in die Hand, das Sie notwendig lesen müssen, wofern Sie es noch nicht kennen — eine Kirchengeschichte der neueren Zeit, von einem Katholiken. Der Verfasser hat in Giessen Anlass zu Krawall gegeben: Riffel. Mit Eifer habe ich den Band gelesen und mit Genugtuung. Der Verfasser steht auf einem wissenschaftlichen Standpunkt und spricht der Würde der Sache gemäss; es ist nicht mehr ein blosses Schimpfen oder Drüberwegreden... Ganz zufrieden bin ich nun keineswegs mit der Arbeit. Die ganze Anlage genügt nicht. Der Kirchengeschichtschreiber muss gerade in dieser Epoche die ganze Politik mit in seinen Kreis ziehen. Schon Luther, nur als Theolog betrachtet, ist ein Unding, seine Erfolge ganz unbegreiflich; aber er ist ein viel bedeutenderer Demagog, und damit schlägt er alle seine gelehrten Gegner aus dem Feld. Und nun die anderen Personen neben ihm, die Stände, die staatlichen Ideen und Neigungen; ich verlange ein Bild des Ganzen, wie es Ranke gibt, und das katholisch.“

Endlich winkt die Hoffnung auf Befreiung aus den drückenden Verhältnissen Emmerichs. Noch ehe sie sich erfüllt, ist er aber von neuen Hemmnissen, deren Ende sich nicht absehen lässt, umgeben.

Am 14. Oktober 1843 kommt er gerade noch in Wiesbaden an, um die kalten Hände des Vaters zu küssen und mit seinem Bruder Peter ihn auf den Friedhof zu geleiten. Dann überschaut er die Lage der Familie und erkennt sich als ihre einzige Stütze. Die Liebe zu Mutter und Geschwistern verträgt aber kein Zögern. Rasch entschlossen trifft er seine Disposition über Mutter und Schwestern. Nur einer ist noch übrig, und hier handelt es sich um Grosses, um den Dichterkomponisten Peter, dessen hervorragende Begabung der Bruder längst erkannt hatte. Um so schwerer liegt er ihm auf dem Herzen. Ihn darf er nicht in untergeordneter Stellung verkümmern lassen. Und er findet auch für ihn einen Weg. Der Oheim Peter

muss helfen, und der Oheim Brüggemann seine Bitte bei ihm unterstützen. Dem Brief, der den Tod des Vaters nach Berlin meldet, liegt auch schon ein, von Sorge und Liebe eingegebener Brief an den Oheim Peter bei: „Es bleibt noch einer übrig, den biete ich Ihnen an, lieber Onkel. Er ist Ihr Pate, er trägt Ihren Namen. Ich habe den Vater in früheren Jahren mehr als einmal sagen hören: Für den Peter ist mir nicht bange, den vermache ich in meinem Testament seinem Ohm in München, und der wird etwas Tüchtiges aus ihm machen. Er starb zu früh. Wollen Sie dennoch die Erbschaft übernehmen? ... Nun ist Peter hier in Wiesbaden beim Theater für kleine Rollen angestellt. Dafür erhält er 300 Gulden jährlich. Ausserdem wird er sich durch Musikstunden so viel erwerben, um vorderhand selbständig leben zu können. Sie sehen, er wird nicht umkommen, aber er wird verkommen. Davor retten Sie ihn! Mir selbst haben Sie einst liebevolle Anerbietungen gemacht, Sie wollten mich nach Italien mitnehmen, Sie wollten sonst für mich sorgen. Nun wenden Sie alles meinem Bruder zu! Er ist ein Künstler oder wird es werden, davon bin ich überzeugt. Ein edler Charakter, eine unaufhörliche Begierde, zu lernen und sich auszubilden: nur die Verhältnisse können ihn hindern, ihn erdrücken, und da können Sie helfen! Wollen Sie es thun? ... Er bedarf jetzt einer helfenden Hand. Darum wende ich mich an Sie. Für das Theater eignet er sich nicht besonders; seine Neigung ist ebenfalls anderswohin gerichtet, der Musik zu. Darin kann er etwas Tüchtiges werden, darin kann er seinem Namen Ehre, volle Ehre machen. Sie allein tragen noch unseren Namen, Sie werden für seine Ehre Sorge tragen. Öffnen Sie ihm die Bahn, und das andere können Sie ihm selbst mit Vertrauen überlassen. Mein Wunsch und meine Bitte ist, dass Sie ihn nach Berlin rufen, dort etwa ein halbes Jahr für ihn sorgen, und, wenn das möglich ist, durch Ihren Einfluss eine musikalische Schule ihm verschaffen. ...“

Der treubesorgte Bruder hatte keine Fehlbitte getan. Nachdem Peter Cornelius, damals auf einer Reise nach Rom, im Juni 1844

in in
giallich
tehen.
seine
Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
paßt
n be-
nur
seine
und
dürfe
aus-
men-

lfrage
ie der
n 16.
eiten.
des
alten
der
ssen-
chen
n im
und
vor-
sen-
Er-

nach Berlin zurückgekehrt war, zog er Peter dahin, und die Bahn zu höherer Ausbildung war ihm geöffnet. Den Schatz für das deutsche Volk hat aber unser Cornelius gehoben, — ein Ruhmestitel, der ihm nicht vorenthalten werden darf. Er hat ihn auch später treu gehütet, mit Rat und Tat unterstützt. Und wenn wir heute stolz sind auf den Besitz des genialen Tonwerks „Der Barbier von Bagdad“, so verdanken wir auch dieses unserem Cornelius, weil erst sein Urteil Peter endgültig bestimmte, an die Komposition des Werkes zu gehen. Seine Dankbarkeit hat Peter dem Bruder dadurch erwiesen, dass er ihm sein Op. 18 widmete: „Liebe. Ein Zyklus von drei Chorliedern nach Dichtungen von Johannes Schöffler.“³⁾

Die Ernennung zum Oberlehrer in Koblenz (1843, Dezember 27) verbesserte Cornelius' Verhältnisse nicht wesentlich, ja, die Nötigung, neben dem Schulunterricht Privatstunden zu geben, schränkte seine Zeit noch mehr ein. Sein ursprüngliches Ziel wird noch weiter hinausgeschoben, doch nicht entrückt. Er wies daher auch energisch die ihm von wohlwollender Seite gemachte Zumutung, sich mehr der Philologie zu widmen, zurück: Sein Lebensziel stehe fest, und er halte daran, auch wenn er, wie in diesen Jahren, aufgehalten werde, darauf loszugehen: eine Beschäftigung mit Philologie aus einer anderen Absicht, als um das Verständnis der Zeiten und Menschenalter sich zu erleichtern, könne er darum nur als eine Störung betrachten. Aber trotz aller männlichen Energie wäre er vielleicht doch unter „den abmattenden Arbeiten der Schule und den tötend langweiligen Privatstunden um des täglichen Brodes willen“ sowie unter dem Druck seiner Verstimmung über die allgemeinen und engeren Verhältnisse, die Trierer Rockfeier mit ihren Folgen⁴⁾ u. s. w. zusammengebrochen, wenn nicht einige Hoffnungsstrahlen, der eine von Berlin, der andere von München, ihn wieder aufgerichtet hätten.

Schon im Februar 1845 deutet Brüggemann auf die frei werdende Geschichtsprofessur am K. Lyzeum Hosianum in Braunsberg in Ostpreussen hin, aber zugleich auf die Hindernisse, welche seiner Beförderung auf diese Stelle entgegenständen: seine Familienverhält-

nisse und die Entfernung vom Rhein. Doch die fechten ihn nicht an. „Wenn die Hindernisse, welche Sie anführen, die einzigen wären, so möchte ich die Sache für erreichbar halten.“ Die häuslichen Verhältnisse liessen sich schlichten. Und „der Rhein? Ja, der Rhein ist meine Heimat, und ungern werde ich ihn verlassen. Aber meine andere Heimat ist die Geschichte. Nun habe ich aber vom Morgen bis Abend mit allerlei Zeit und Lust aufzehrenden Beschäftigungen zu tun, die mich nur selten zu ein paar Stunden zusammenhängenden Studiums kommen lassen. Soll ich nun, wie Sie mit Recht fordern, die Mussestunden der Philologie opfern: so bin ich gänzlich verbannt und in die Fremde geworfen, und ist auch für alle Zukunft, falls diese mir geneigter sein würde, die Kraft geschwächt oder gar erstickt, die mich in dieser meiner geistigen Heimat fördern sollte. Vor dem Grösseren weicht das Geringere zurück. Ich verlasse den Rhein, nicht mit Freuden, aber mit Mut, wenn es die Erreichung meines Lebenszweckes gilt ... Auf der einen Seite liegt das Gymnasium ..., auf der anderen Seite die Aufforderung, dem innersten Wunsch entsprechend. Auf der einen Seite die Aussicht, wenn auch vielleicht einmal ein zu manchen Dingen brauchbarer Mensch, doch im Kern und Wesen ein Stümper zu bleiben, auf der anderen, die Kraft, so wenig sie sein mag, aber doch die Kraft, die ich besitze, auszubilden, mir zur Freude, den Meinigen zur Ehre, dem Vaterland zum Nutzen — zum Nutzen, so gering er sein mag, aber doch ein Nutzen, wie ihn nicht jeder gewähren kann, gleichwie mein Nachfolger den Platz ausfüllt im Gymnasium, den ich leer gelassen, und ihn wahrscheinlich besser ausfüllt, als ich es getan.“

Die entgegenkommende Antwort macht Cornelius glücklich; denn nur auf diesem Wege könne er, ganz zweckmässig und seinen Kenntnissen und Fähigkeiten angemessen, ausserdem ohne Gefährdung seiner äusseren Interessen, in die akademische Laufbahn, die sein Beruf sei, und ohne die er ein unnützes Leben führen würde, übergehen. Zu der gleichen Zeit hatte aber auch Ranke wieder sein Auge auf Cornelius gerichtet, und das hing mit Vorgängen am Königlich

in in
niallich
seinen.
seine
n Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
pakt
n be-
nur
seine
und
dürfe
aus-
men-

lfrage
ie der
n 16.
eiten.
n des
alten
der
ssen-
chen
n im
und
vor-
sen-
Er-

bayerischen Hofe zusammen. Dort hatte der Kronprinz Maximilian seit drei Jahren den Berliner ausserordentlichen Professor Dönniges, einen Schüler Rankes, der sich durch verschiedene historische und staatswissenschaftliche Werke einen Namen gemacht, in seine Nähe gezogen, um ihm bei seinen eigenen geschichtlichen und staatsökonomischen Arbeiten die Übersicht zu erleichtern, für ihn und mit ihm zu arbeiten. Dieses Verhältniß wollte König Ludwig I. nicht länger dulden. Ein Hilfsarbeiter vom katholischen Bekenntnis sollte an Dönniges' Stelle treten. Staatsrat Maurer, der im Auftrag des Kronprinzen die Sache in Händen hatte, suchte in München, Ranke in Bonn und dem katholischen Preussen eifrig nach einem Ersatzmann, um endlich zu finden, Cornelius sei derjenige, der das meiste hoffen lasse, und damit eine Aktion einzufädeln, die für den Empfohlenen recht verdriesslich endete.

Am 27. September 1845 wird Cornelius in Nymphenburg vom Kronprinzen sehr freundlich in einer Audienz, die zu einer halbstündigen Prüfung wird, empfangen. Der Kronprinz forscht hier und da, und namentlich kommt es auf das Religiöse. Cornelius seinerseits sagt, soweit das Gespräch führt, mit Deutlichkeit und Bestimmtheit seine Meinung in den für Historiker wichtigsten Dingen, widerspricht auch in manchen Dingen, und sorgt nach bestem Wissen und Willen dafür, dass der Kronprinz die Katze nicht im Sack kauft. Maurer eröffnet ihm, seine Offenheit habe dem Kronprinzen wohlgefallen, doch wünsche er von ihm noch zu wissen, ob er Französisch, Englisch, Italienisch verstehe, so weit es für den wissenschaftlichen Bedarf notwendig, und ob er auf ein Jahr zur Probe in seine Dienste treten wolle.

Die erste Frage konnte Cornelius zum Glück befriedigend beantworten; schwierig kam ihm aber die andere vor, da es kaum wahrscheinlich sei, dass der Minister Eichhorn die Stelle in Braunschweig ein Jahr lang für ihn offen halten werde, und da er, für den Fall, dass der Kronprinz ihn nach einem Jahre fortschicke, nicht auf eine beliebige andere akademische Stelle Anspruch machen könne.

Doch spricht er schliesslich, nicht ohne Maurers Einfluss, den Wunsch aus, der Kronprinz möge bewirken, dass ihm die Braunsberger Stelle offen gehalten, oder wenigstens sein Koblenzer Posten vorbehalten werde. Maurer hielt die Sache für entschieden und meinte nur, der Kronprinz schiebe immer gern auf. Und noch vor Cornelius' Abreise am 1. Oktober sah Maurer die Sache für gewiss an: Der Kronprinz werde sich noch einige Tage bedenken, dann von seinem Vater die Erlaubnis einholen und darauf den König von Preussen bitten, dass Cornelius eine der beiden Stellen vorbehalten werde.

Auf diese Weise in seinen Hoffnungen durch Maurer bestärkt, geht Cornelius daran, sich auf den Posten vorzubereiten. Beinahe aller Privatunterricht wird beseitigt, um sich wieder in die neueren Sprachen, die seither mit allem Guten liegen geblieben, hineinzulesen. Ein weiterer Plan ist, sich eine genaue Kenntnis von den neueren Bearbeitungen des 30 jährigen Kriegs zu verschaffen, um sogleich in diesem Sinne die Münchener Archive etc. zu benutzen. Es sei das ein Feld, worauf die Blicke gespannt, und er glaube, es sei da etwas zu machen.

Es vergehen Oktober, November, Dezember, ohne dass Cornelius etwas aus München hört. „Noch bis jetzt kein Sterbenswörtchen von M(aurer), so dass ich wirklich seit einigen Wochen wenigstens Zweifel bekommen habe. Wenn ich mir die Sache noch einmal vor den Augen vorbeigehen lasse, so muss ich freilich wiederholen, dass ich keinen Grund habe, an der Aufrichtigkeit Maurers und seinem Wunsche, mich hinzuziehen, zu zweifeln. Da der Kronprinz mich nur durch Ranke und ihn kennt, und meine Zusammenkunft mit ihm nach Maurers Versicherung keinen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht hat, so glaube ich auch nicht, dass er sich nach einem anderen umsieht. Und so muss ich mir zuletzt sagen, dass die Zögerung wohl schliesslich ihren Grund hat in dem grossen Talent des Aufschiebens, was der Prinz auch schon vorher in derselben Angelegenheit bewährt hat, da zwischen seiner Erkundigung bei Ranke und der Beauftragung Maurers doch über ein halbes Jahr verflossen

in in
niallich
seinen.
seine
n Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
pakt
n be-
nur
seine
und
dürfe
aus-
men-

ultrage
ie der
n 16.
seiten.
n des
halten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

ist. Dass die historisch-politische Partei etwas erfahren und sich dreingelegt hat, halte ich nicht für wahrscheinlich, obgleich Maurer einigermaßen bang davor zu sein schien.“

Durch diese Verzögerung leiden aber seine eigenen Interessen, und von Berlin aus wird er gedrängt, sich endlich zu entscheiden, ob er die Braunsberger Professur annehmen wolle oder nicht. Er sieht keinen anderen Ausweg, als Maurer um seine Vermittlung zu bitten, damit er erfahre, woran er sei. Da er an Ostern seine Funktion in Braunsberg übernehmen müsse, könne er nicht länger warten (1846, Januar 7). Darauf endlich die umgehende Antwort: Der Kronprinz habe sich noch nicht „definitiv entschlossen“, indem er jetzt ganz allein sich mit den Kammerverhandlungen — es tobte in der I. und II. Kammer wie im ganzen Lande der Sturm gegen das Abelsche Regiment — beschäftige, was bis in den Sommer so fort-dauern werde. Und daran knüpfte Maurer den Rat, den Umzug nach Posen (!) nicht zu scheuen, er könne ja ebensogut von dort wie von Koblenz nach München kommen, und solle das Sicherere tun und das Weitere im Hafen abwarten.

Das genügte. Noch am gleichen Tage schreibt Cornelius nach Berlin: „Nach dieser Eröffnung bin ich entschlossen, nicht mehr an München zu denken ... Auf die Gefahr hin, hier sitzen zu bleiben, kann ich es nicht wagen. Die Zeit, die ich hier zubringe, ist nutzlos verloren, und auf eine andere Gelegenheit zu warten, bin ich nicht mehr jung genug. Also will ich meinen königlichen Gönner im Verschieben der definitiven Entscheidung nicht nachahmen, und mich hiermit entschieden und ohne Vorbehalt für Braunsberg erklären.“

Am folgenden Tag trifft aber ein neuer Brief Maurers ein, worin er im Auftrage fragt, wie lange Cornelius seine Vorbereitungen zu einem Umzuge nach Posen (!) noch aufschieben könne. Er (Maurer) habe schon vorderhand geglaubt, Sr. Königlichen Hoheit versichern zu können, dass sie bis Ostern, aber nicht länger verschoben werden können. Cornelius solle ihm darüber bald schreiben.

An diesem Briefe freut Cornelius zwar „die (ziemliche) Gewissheit, dass der Kronprinz noch ebenso gesinnt ist wie früher, und dass alles nur ein Aufschieben, nicht ein Wegschieben ist ... Aber dieses ewige Aufschieben mit der ewigen Ungewissheit ist eine gar verdriessliche Sache. Und nun gar! Was soll ich schreiben? Dass ich Ostern von hier fort muss, weiss er; dass dazu die Vorbereitungen ziemlich viel früher eingeleitet werden müssen, kann er sich denken. Nun wozu denn die Fragen?“

Damit brechen Cornelius' Briefe auf einige Jahre und also auch die Mitteilungen über diesen Vorgang ab. Wahrscheinlich ist ihm auch aus München nichts mehr zugegangen. Einiges Licht wirft nur noch ein, erst in diesem Jahre veröffentlichter, Brief Rankes⁵⁾ an Se. Majestät König Ludwig I. vom 1. Juni 1846 auf die Sache. Darin heisst es nämlich: Keiner der ins Auge gefassten Katholiken habe sich geeignet gezeigt; „die meisten sind mehr Philologen, als dass sie sich staatswissenschaftliche Bildung verschafft hätten, andere stehen zu sehr in der politischen und trotz ihres katholischen Bekenntnisses in der religiösen Opposition, oder sie bieten in ihrem Charakter nicht die Sicherheit dar, die Vertrauen erweckt. Mit einem Worte: es hat sich niemand gefunden, der geeignet wäre“.

Das Verschieben wäre also doch ein Wegschieben gewesen. Nur können die von Ranke angeführten Gründe bei Cornelius nicht zutreffen, der weder in der politischen noch trotz seines katholischen Bekenntnisses in der religiösen Opposition stand; sein Charakter aber war über jeden Tadel erhaben. Und wenn man jetzt plötzlich auf den Mangel an staatswissenschaftlicher Bildung ein besonderes Gewicht legt, so ist nur nicht begreiflich, warum dann Ranke und Maurer Cornelius nach München berufen lassen konnten, noch weniger aber, warum man ihn so lange hinhielt.

Zum Überflus zeigt Ranke selbst im zweiten Teil seines Briefes, dass die von ihm angeführten Gründe den Ausschlag nicht gaben. Denn er schreibt weiter: „Ich zweifle nicht: es entspräche dem Prinzip besser, wenn ein gemässigter Katholik von der Gesinnung des

in in
niallich
ellen.
seine
Er-
fein
Aus-
t, be-
eine
pakt
n be-
nur
eine
und
dürfe
aus-
men-

ltfrage
ie der
n 16.
eiten.
des
alten
der
ssen-
chen
im
und
von
sen-
Er-

seligen Sailer in jener Weise Sr. Königlichen Hoheit zur Seite stünde; da sich aber kein solcher findet, wäre nicht ein gemässigter Protestant, der keine religiösen Kontroversen liebt, immer besser, als entweder ein ungläubiger oder fanatischer Katholik?“ Da sehen wir auf einmal auch König Ludwig I. tätig in die Verhandlung eingreifen. Er wollte einen Katholiken mit Sailerischem Geiste an der Seite des Kronprinzen haben, und das stimmt vollkommen mit seiner damals öfter ausgesprochenen Gesinnung.⁶⁾ Es war nur leider die Zeit Sailers vorbei, und gerade in Bayern hatten die neue Bischofsgeneration und das Ministerium Abel alles getan, um den Sailerischen Geist zu verdrängen und den „Fanatismus“ zu wecken.

Ein Sailerischer Christ war denn auch Cornelius nicht, aber es ist eine Einseitigkeit Rankes, wenn er alle anderen Katholiken, die nicht gerade des individuell Sailerischen Geistes waren, entweder ungläubig oder fanatisch sein lässt. Weder das eine noch das andere war Cornelius, wenn er auch, wie sein merkwürdiger Brief über die Trierer Rockfeier beweist, mit der Gläubigkeit ein scharfes Auge verbindet. Wie er aber über den „Fanatismus“, über die Reisach, Görres, Jarcke u. s. w. dachte, darüber haben wir seine eigenen Worte vernommen. Ja, er ging in dieser Richtung sogar weiter, als König Ludwig selbst, und missbilligte auch das Abelsche Regiment,⁷⁾ das damals, wie es wenigstens nach aussen schien, noch sehr festen Fuss in Bayern hatte.

Der andere Grund des „Wegschiebens“ lag in dem Kronprinzen; denn Ranke schliesst seinen Brief mit der Bitte an den König, „einen Akt des guten Herzens auszuüben und den Wiedereintritt Dönniges in seine früheren Funktionen zu bewilligen“. Der Kronprinz, dem, wie er selbst zu erzählen pflegte, seine Lehrer eines der grössten Ereignisse der deutschen Geschichte, die Reformation, verheimlicht hatten,⁸⁾ konnte einmal zu katholischen Historikern kein rechtes Vertrauen fassen und trachtete immer noch, Dönniges wieder in seine Nähe zu ziehen. Er verzichtete daher ganz auf einen Hilfsarbeiter, und nur ein Jahr später, im November 1847, kam in der Tat Dön-

niges, dessen Entlassung „das persönliche Verhältnis zwischen dem Fürsten und dem Gelehrten unberührt liess“, als kronprinzlicher Bibliothekar nach München zurück.

Dies zur Steuer der Wahrheit über einen Heimgegangenen, der den Brief Rankes nicht mehr lesen und über ihn sich äussern konnte. —

Nachdem es Cornelius versagt war, in den Glanz des Hofes zu treten, zog er sich an Ostern 1846 in den entlegenen Winkel Braunschweig zurück, um dort ein paar Jahre im stillen, unbeachtet und übersehen, zu wirken. Nicht einmal ein Brief bringt uns eine Kunde über ihn aus dieser Zeit, und nur einige Bruchstücke seiner Vorlesungen über die Geschichte der französischen Revolution zeigen, wie sein Sohn, der Kollege Hans Cornelius, bezeugt, „bereits den glänzenden Vortragsstil, der sich in seinen späteren akademischen Reden immer höher und reicher entwickelt“. ⁹⁾

Die Stürme der Zeit erst trieben ihn wieder aus der Verborgenheit. Denn als im Anfang des Jahres 1848 das Deutsche Reich in seinen Grundlagen erbebt, und die Lebensfragen der Nation zur Entscheidung standen, hielt es ihn, wie überhaupt die Gelehrtenwelt, nicht mehr. Er tritt mitten unter das Volk, und seine feurige Beredsamkeit begeistert es, wie mir einst ein Ermländer erzählte, so sehr für ihn, dass es den zugewanderten neunundzwanzigjährigen Mann als seinen Vertreter in das Parlament nach Frankfurt sendet.

Die Aufgabe der Nationalversammlung war ebenso gross wie schwierig. Wie aber Cornelius die Sachlage betrachtete, hat er selbst später aufgezeichnet: „1848, vor dem 18. März“ — an dem die Berliner Revolution stattfand — „glaubte ich, die Flut werde Preussen nicht überlaufen. Seit dem Ereignis vom 18. März war mein Gedanke: es sei mit dem deutschen Fürstentum (nicht mit einzelnen Fürsten) vorbei, wenn man sich nicht zu einer totalen Veränderung des Verhältnisses der Fürsten zum deutschen Volk und des politischen Fürstenlebens entschliesse. Der einzelne Fürst für sich ist nicht mehr stark genug; sie müssen sich alle aneinander schliessen und ein lebendiges

in in
matisch
seien.
seine
n Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
pakt
n be-
nur
seine
und
dürfe
aus-
men-

lirage
ie der
n 16.
eiten.
des
alten
der
ssen-
chen
n im
und
vor
sen-
Er-

corpus bilden, als solches in ein persönliches Verhältnis zur Nation treten, ein öffentliches Oberhaus neben dem Volksparlament.“

In der „Meinungsanarchie“, die anfangs in Frankfurt herrschte, war es schwer, Fuss zu fassen. Das fand auch Cornelius. Er trat zuerst in das Kasino, einer der grössten Klubs, der die Stütze des Reichsministeriums bildete, und in dem die Professoren Beseler, Dahlmann, Droysen, Waitz, Zachariä u. a. das grosse Wort führten. Dass sich darin auch die eifrigsten Förderer des preussischen Erbkaisertums befanden, trat noch nicht hervor, wie überhaupt die Wortführer des Klubs ihre eigentlichen Absichten geheim zu halten oder nur den eingeweihten Mitgliedern mitzuteilen pflegten. Bei diesen Doktrinären hielt es Cornelius mit seiner grossdeutschen Gesinnung nur einige Monate aus. Er ging in die Westendhalle über und im Dezember, als die Kaiserfrage brennend wurde, in den Pariser Hof, wo die Grossdeutschen sich sammelten.

Daneben gehörte er zu den katholischen Parlamentariern, die sich auf Anregung des Fürstbischofs Diepenbrock von Breslau unter General Radowitz' Vorsitz im Hirschgarten trafen,¹⁰⁾ nicht um politische, sondern lediglich die Kirchen- und Schulfragen zu erwägen und zu beraten,¹¹⁾ und von denen Cornelius selbst von dieser Stelle aus bezeugte: „Alle deutsch gesinnt, keine Rede von Tauschhandel in Sachen der Religion und des Vaterlands, nur wenige der jungen Völkerfreiheit abhold, alle begeistert für die Freiheit der Kirche.“ Denn „der Gedanke lag fern, dass die Freiheit der Kirche die Knechtschaft in der Kirche bedeute. Im Gegenteil! Döllinger ging damals von Frankfurt nach Würzburg, um unter dem Beifall der versammelten Bischöfe von einer deutschen Nationalkirche, von deutschen Nationalsynoden zu reden.“¹²⁾

Cornelius ist auch bei allem zu finden, wo es die Ehre und Macht Deutschlands galt. Und wenn heute sein Verhalten in der Kaiserfrage auffällt: sein Fehlen bei der ersten Abstimmung über die Übertragung der Würde des Reichsoberhauptes auf einen deutschen Fürsten und ihre Erblichkeit, seine Zustimmung zu dem Antrag

in der zweiten Lesung und seine Wahl des preussischen Königs zum deutschen Kaiser am 28. März 1849, so drängten ihn wie andere grossdeutsch gesinnte Preussen die Erwägungen, welche die Not der Zeit nahelegte, und die sie in der Erklärung zusammenfassten: „Die Unterzeichneten, welche sich bisher standhaft jenen Beschlüssen widersetzt haben, die nach ihrer Ansicht eine Spaltung Deutschlands herbeiführen müssen, haben es nunmehr, nachdem diese Beschlüsse gefasst sind, für ihre Pflicht gehalten, der Mehrheit sich zu unterwerfen. Sie haben ihren König zum Kaiser gewählt, in der gerechten Hoffnung, dass denselben seine Vaterlandsliebe auf den Weg führen werde, der Deutschland vielleicht vor dem Schlimmsten behüten kann.“¹³⁾

Als Redner ist Cornelius, eines der jüngsten Mitglieder, in der Nationalversammlung nicht hervorgetreten. Er harnte aber noch in den stürmischen Sitzungen, die der Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preussen folgten und das Parlament vollends seiner Würde und seines Ansehens beraubten, aus, bis endlich am 14. Mai die preussische Regierung, wie schon vorher die österreichische, die Abgeordneten aus der preussischen Monarchie abberief. Vom 17. Mai stammt wenigstens seine letzte Aufzeichnung aus dem Parlament.

Doch jetzt „erlebte“, um mit ihm selbst zu sprechen, auch „er den innerlichen Vorgang, den die niederländischen Mystiker den Einschlag genannt haben, der den plötzlichen Entschluss zu einer neuen Lebensrichtung zur Folge hat“. In Frankfurt, wo er der merkwürdigen und ausgezeichneten Leute viel gesehen, war es ihm zum Bewusstsein gekommen: „Anch'io sarò pittore. Ich fühle eine Kraft in mir, die nur den rechten Himmel und Erdboden braucht, um etwas zu werden, was sich vor dem ganzen Vaterland darf sehen lassen. Ich werde wirklich ein Lehrer der Geschichte werden. Mein guter Gfrörer“ — ebenfalls Parlaments-Abgeordneter — „sagte mir einmal, als er abends con amore trank und räsionierte: Es gibt dreierlei Sorten von Historikern; das eine sind die Maurer, die suchen die Steine beieinander und pappen sie mit Mörtel zu-

in in
niallich
seihen.
seine
n Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
pakt
n be-
nur
seine
und
dürfe
aus-
men-

lirage
ie der
n 16.
eiten.
des

halten
der
ssen-
chen
n im
und
vor
sen-
Er-

sammen; daraus wird dann eine gute Mauer; das zweite sind die Steinmetzen, die behauen einen groben Klotz fein und zierlich, dass er schön zu sehen ist und ein gutes Werkstück abgibt; aber die die Gewölbe sprengen und die weiten und hohen Gebäude auf-führen, das sind noch ganz andere Leute, das sind die Baumeister. Sehen Sie, und solch ein Baumeister muss ich werden. Wenn ich mich besinne, was ich denn eigentlich am besten kann, und was somit auch wohl meine Bestimmung sein mag, so komme ich immer darauf: Ich vermag besser als viele andere in den Taten und Schick-salen der Menschheit das Schöne und Grosse, und gerade das Schöne und Grosse zu erkennen, zu fühlen und durch das Wort den Ein-druck weiter zu geben. Das Schöne und Grosse in der einzelnen Persönlichkeit und Begebenheit, und im Gang der Weltgeschichte. Ich missachte gewiss niemand anders noch anderartige Bestrebungen, aber es muss mir freistehen, meinen eigentümlichen Vorzug auf-zufassen und demgemäss meine Bestrebungen einzurichten.“

Er will sich zunächst in die literarische Welt einführen, und die Anfänge der Revolution, in die er im Frühjahr 1849 das Frank-furter Parlament ausmünden sah, legten ihm das Thema nahe — eine Geschichte des Münsterischen Aufruhrs im 16. Jahrhundert, der einzigen wirklichen und vollständigen Revolution auf deutschem Boden. Das lebhafte Gefühl des Selbsterlebten sollte ihm helfen, von jener Bewegung in Münster ein deutliches Bild zu geben, der Teilnahme würdig, lehrreich und wirksam. Er geht zu diesem Zweck nach Bonn, darauf nach Münster, wo es ihm immer klarer wird, dass er nicht mehr nach Braunsberg zurückkehren könne und dürfe. Denn „was habe ich dort? Was ist mein Ziel dort? . . . Kann ich meine Richtung in Braunsberg nähren und ausbilden ohne Um-gang noch irgendwelche Anregung, ohne in Natur noch in Kunst-werken oder historischen Denkmalen, oder in der Anschauung eines regen äusseren Lebens irgend eine Erfrischung und Ersatz für die Geistesöde meiner Umgebung zu finden? Nein, ich habe dort nur mich selbst und einige Bücher. . . Ich bedarf aber Sonnenschein und

Regen für meine Seele. Mit anderen Worten: ich bedarf der vollen Heiterkeit des Geistes und des steten Umgangs mit edlen und geistig bedeutenden Menschen, um meine Seele in vertrauter Nähe mit dem Schönen und Erhabenen der Vorwelt zu erhalten, und sie zu befähigen, ihr inneres Schauen und Frohlocken auch energisch mitzuteilen. Soll ich meinen Beruf erfüllen und der Jugend ein weltlich Evangelium predigen, heiter wie die Kunst, und hoch und tief wie der Himmel und das Menschenherz, so muss auch meine Seele hell und rubig, des hohen Schwungs und der klaren Tiefe mächtig sein, und Sie wissen, das geben die Bücher nun und nimmermehr, und Sie glauben auch, das gibt Braunsberg noch weniger.“

Der Oheim Brüggemann ist aber damit keineswegs einverstanden und nur dann zur Erweiterung des Urlaubs bereit, wenn Cornelius promovieren wolle. Doch die Forderung trifft mit seinen eigenen Wünschen zusammen. Er will selbst nach Bonn gehen und dort studieren, Ostern 1850 promovieren, im Sommer sich habilitieren und im Winter Vorlesungen halten. Binnen kurzem werde er sich mit Glück neben Löbell und Aschbach erheben können. Denn Löbell sei womöglich noch leerer und lederner geworden als früher, und Aschbach ungeniessbar wie ein Schlossersches Buch, wenn man die Malice herausgenommen hat. Dahlmann aber werde nicht mehr zum Lesen kommen, und wenn auch — er ist ein gewiegter Politiker, aber um ein guter Historiker zu sein, geht ihm viel ab; auf alle Fälle sei neben ihm noch ein Platz übrig. Er aber habe ein ganzes Leben im edelsten Sinne zu gewinnen, und so lasse man ihn denn sein ganzes Leben und Hoffen einsetzen.

Die aufmerksame Durchsicht der vorhandenen Bearbeitungen des Münsterischen Aufruhrs und ihre Vergleichung mit den bereits bekannten Quellen hatten ihn aber unterdessen überzeugt, dass zur Ausführung seines Planes die bequeme Benutzung der bereit liegenden Hilfsmittel nicht ausreichen würde. Seine Vorgänger hatten die Quellen weder energisch genug ausgebeutet, noch den verhältnis-

in in
niallich
seiner.
seine
n Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
paßt
n be-
nur
seine
und
dürfe
aus-
men-

itrag-
ie der
n 16.
leiten.
n des

halten
der
ssen-
chen
n im
und
von
sen-
Er-

mässigen Wert der einzelnen Berichterstatter klar genug unterschieden. Es ergab sich ferner, dass die benutzten Quellen selbst zum grossen Teil nicht ursprünglicher, sondern abgeleiteter Art seien, dass man die echten Quellen zum Teil erst zu entdecken habe. Die historische Wahrheit lag überall verhüllt, nirgends zutage. Wollte er also seinem Vorsatz nicht untreu werden, so durfte er weitaussehende Vorarbeiten nicht scheuen, musste er den anfänglichen Plan einer historisch-politischen Skizze mit der Idee eines eigentlich wissenschaftlichen Werkes vertauschen, kurz, nicht einmal Maurer und Steinmetz, sondern Steinbrecher werden, ehe er daran denken konnte, als Baumeister die Gewölbe zu sprengen und ein weites und hohes Gebäude aufzuführen.

Das schiebt auch die Verwirklichung seiner nächsten Pläne hinaus. Um keinen Preis geht er aber nach Braunsberg zurück. Denn „hat man eine klare Erkenntnis gewonnen, so ist man sich und der Welt schuldig, danach zu handeln, wenn man kann“. Am 10. Oktober 1849 bittet er wirklich um seine Entlassung aus der Braunsberger Professur und „opfert, nicht ohne Bedenken, aber mit Zuversicht den Gehalt, der ihn an Braunsberg fesseln will. Ferdinand Cortez verbrannte die Schiffe, die ihn nach Mexico gebracht haben, und eroberte ein Königreich. Er begnüge sich mit einer Provinz“. Dieses rasche Handeln findet aber nicht die Zufriedenheit des besorgten Oheims, und Cornelius, der sogar das Unwohlsein desselben, von dem er erfuhr, verursacht zu haben glaubt, bietet alles auf, ihn zu beruhigen.

Er war inzwischen nicht untätig gewesen. In Bonn, wo er den Winter 1849/50 zugebracht, hatte er die Bibliothek für seine Arbeit ausgebeutet, und am 8. April 1850 geht er nach Münster zurück, um sie zu vollenden. Ein neuer Sporn zu eifriger Arbeit ist die Nachricht, der Fürstbischof Diepenbrock wolle ebenfalls die Anstellung eines Katholiken als Historiker an der Universität in Breslau und habe auf ihn, den er in Frankfurt kennen gelernt hatte, seine Aufmerksamkeit gerichtet (1850, April 7). Im Oktober schon legt er

der philosophischen Fakultät in Münster seine Doktordissertation über die bisher benutzten Quellen über den Münsterer Aufstand vor,¹⁴⁾ und ist der einleitende Teil der Geschichte fertig. Er besass aber nur die gedruckten Quellen, und es war daher die Kritik und Hermeneutik, auf sie angewandt, die Hauptsache. Hatte ihm doch der Archivvorstand in Münster verheimlicht, was das Münsterer Archiv für seine Sache enthielt, und auswärtige Archive zu besuchen, dazu mangelte es bis jetzt an Zeit und Geld. Und doch waren die Forschungen in den Archiven das Wichtigste, wie er sogleich erfahren sollte, als es ihm gegönnt war, das Kasseler zu besuchen. Denn erst hier fand er fast alle Schriften der Wiedertäufer, dann einen weitläufigen Augenzeugen über den interessantesten Teil der Begebenheit, der ganz unbenutzt ist — eine Quelle ersten Rangs, in vieler Beziehung geradezu die erste Quelle. Zuletzt ganze Stösse von Briefen und Berichten der handelnden Personen, alles unbenutzt. Er sieht bereits, dass er davon ganz andere Sachen als Ranke erzählen kann, der nur das Düsseldorfer Archiv benutzte und bei seinem umfangreichen Werk einer Episode nicht mit solcher Anstrengung wie er nachgehen konnte. An das Kasseler Archiv schlossen sich das Darmstädter, Frankfurter, Düsseldorfer, Soester, deren Ausbeute: „Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich“, er im November 1850 als den II. Band der „Geschichtsquellen des Bistums Münster“ ankündigt.

Er hatte den Himmel und Erdboden, den er brauchte, gefunden. Am 20. Dezember 1850 wurde er in Münster zum Doktor der Philosophie promoviert, wobei Julius Ficker als sein Opponent über die These „Walter von der Vogelweide und Innozenz III.“ fungierte, und bald hatte er die Genugtuung, dass schon seine Dissertation die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog. Karl Hase in Jena liess sich im „Literarischen Nachtrag“ zu seinen „Neuen Propheten“ (1851) in ein „stilles Zwiegespräch mit einem so kundigen, vielversprechenden und in Münster durch seine Studien heimischen Führer“¹⁵⁾ ein, und sein Lehrer Ranke anerkannte in der dritten Auflage seiner

„Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (1852) seine Quellenkritik.¹⁶⁾

Seine Schrift: „Die Münsterischen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation“ (1851), klein, aber voll neuer Dinge, ganz auf selbständiger Arbeit und den ältesten Quellen beruhend, „zugleich ein Spezimen seiner Behandlungsweise und seiner Weltanschauung“, verriet auch ein bedeutendes Mass künstlerischer Gestaltungskraft.

Nach dem vorläufigen Abschluss seiner archivalischen Arbeiten geht er nach Breslau, um sich auf Grund einer sehr günstig aufgenommenen Schrift „Ostfrieslands Anteil an der Reformation bis zum Jahre 1535“¹⁷⁾ an der Universität dort zu habilitieren. Die Professoren selbst sind gespannt, und die Anforderungen, die sie an den bereits gereiften 33jährigen Mann stellen, hoch. Doch die öffentliche Disputation am 17. Januar 1852 verläuft „glänzend“, und der Historiker Röpell gesteht, dass seine Erwartung übertroffen, und Cornelius „allerdings ein Gewinn für die Universität sei“. Am 29. Januar erwies er sich in der jüngst von seinem Sohn veröffentlichten Probevorlesung „Über die Epochen der Geschichte des Abendlandes“¹⁸⁾ als ebenso vorzüglicher Redner.

Die lange ersehnte akademische Laufbahn ist ihm damit eröffnet. Lehren und Forschen auf dem ihm zugefallenen Gebiet ist von jetzt an seine einzige Lust, doch nicht in dem Grade, dass er sich jeder Teilnahme an den öffentlichen, besonders auch kirchlichen Fragen versperren hätte. Um nur eines anzuführen, hatte er wie viele andere es begrüsst, dass die Philosophie Anton Günthers in Wien weithin in Deutschland die strebenden Geister in ihre Kreise zog und beherrschte, weil man in ihr die wissenschaftliche Begründung des christlichen Prinzips erblickte, die not tue.¹⁹⁾ Nur um so grösser ist seine Überraschung, als kurz nach seiner Habilitation in Breslau die Rede ging, auch diese Philosophie werde verboten werden, und schmerzlich davon berührt, ruft er aus: „Das würde ein folgeschweres Ereignis sein. Ich sehe nicht so schwarz in die Zukunft wie meine Umgebung; doch mag immerhin auch dies noch durch-

gesetzt werden. Wenn ich aber nicht irre, so würde gerade an dieser Sache sich eine Bewegung entzünden, die die Urheber des Verbots am wenigsten ahnen. Ein wenig früher oder später, einmal muss es auf eine Änderung der jetzigen faktischen, nicht rechtlichen, Kirchenverfassung hinausgehen. Wir leben noch, vielleicht noch eine Generation lang, in der Vorbereitungszeit dazu. Aber es wird ganz gewiss eine Reformation an Haupt und Gliedern gefordert werden. Keine Kabinettsregierung mehr in Rom und in den Bistümern, mit Dekreten und Ukasen! Generalkonzilien, Landessynoden, Bistumssynoden, Änderung der Verfassung des Kardinalats, erweiterter Einfluss auf die Papstwahl, Teilnahme der Laien an nichtdogmatischen Dingen, Landeskirchen etc. etc. Nicht Philosophie, Wissenschaft, unbefleckte Empfängnis, Jesuiten, sondern einzig und allein die Verfassung, das ist der Kardinalpunkt, um den sich unsere Zukunft drehen wird. Das ist mein Glaubensbekenntnis. Alles übrige, so wichtig es ist, tritt gegen diese Frage zurück und wird nur in ihrem Gebiete entschieden werden.“²⁰⁾

Unvermutet rasch erreicht er nunmehr auch das Ziel der akademischen Laufbahn, wozu sicher nicht wenig die fortdauernde Gunst Rankes beitrug, der der Sammlung zur Geschichte der Wiedertäufer, ihm von Cornelius noch vor dem Druck zur Benützung überlassen, das öffentliche Lob erteilte: sie „werde sehr merkwürdig werden“ und sei ihm „für die neue Bearbeitung des Abschnitts »Wiedertäufer in Münster« sehr nützlich gewesen“.²¹⁾ Denn kaum war die Sammlung, welche die bisherige Überlieferung über den Haufen warf und die Geschichte der Wiedertäufer auf eine ganz neue Grundlage stellte, 1853 erschienen, suchte man ihn für verschiedene Universitäten zu gewinnen. Vor allem für die Münchener, da der Minister Zwehl schon an ihn, als er noch Privatdozent in Breslau war, schrieb. Es wäre das, wenn nicht doch ein Irrtum vorliegt, die Zeit, in der König Maximilian II. Ranke für die Universität München zu gewinnen suchte.²²⁾ Sollte Cornelius schon damals als katholischer Historiker neben Ranke oder einen anderen protestantischen Historiker treten?

Seltsamerweise erhielt aber Cornelius das Schreiben des Ministers gar nicht und wurde erst später von diesem Vorgang unterrichtet.

Um die gleiche Zeit wird er von der Universität Breslau zum ausserordentlichen und von der Bonner bereits am 27. Dezember 1853 auf Dahlmanns Antrag nach Wegele in Jena und Ficker in Innsbruck zum ordentlichen Professor vorgeschlagen. Am 9. Januar 1854 erfolgt seine Ernennung zum ausserordentlichen Professor in Breslau; aber noch in demselben Jahre, am 18. Dezember, wird er zum ordentlichen Professor in Bonn ernannt, nachdem das preussische Ministerium gefunden, dass die Berufung Wegeles dem Vorhaben, einen katholischen Professor der Geschichte zu gewinnen, nur scheinbar entspreche, und Ficker den Ruf abgelehnt hatte.

Cornelius geht willig an den Rhein zurück. Eine kleine Verbesserung ist ja damit verbunden, und weil die Berufung ganz ohne sein Zutun erfolgt ist, sieht er es als eine Fügung an und hofft, dass sie zum guten ausschlagen werde. Da sein Ruf als Lehrer schon vorher nach Bonn gedrungen war, kamen „Prinzen, Grafen und Herren, Bonner Philister und Studenten aus den 34 Ländern und aus England“, um ihn zu hören, und einer von ihnen sieht ihn noch heute „vor sich auf dem Katheder, die stattliche männliche Erscheinung, mit dem ganzen Mut und Schmuck der Jugend, mit seiner Herrschaft über die Sprache und feiner Diktion Tiefschdachtet vortragend“. Nur „Theologen hatte er wenige, aus dem Konvikt vielleicht keinen“ — eine Erscheinung, die als Folge der Verhältnisse in der Cölner Diözese ihn nicht befremden konnte. Denn dort war der Erzbischof Geissel, der sich auf Grund der neuen preussischen Verfassung eine vom Staat unabhängige geistliche Autokratie geschaffen hatte, eben daran, die Günthersche Philosophie „niederzuwerfen“. ²³⁾ Kein Theolog durfte mehr die Vorlesungen des Güntherschen Philosophie-Professors in Bonn hören, und die theologischen Professoren dort unterstützten die Bemühungen Geissels. Nun war Cornelius der Neffe Brüggemanns, den man in Cöln und in Rom als die Hauptstütze der Güntherianer in Preussen betrachtete, ²⁴⁾ und stand überdies in freundschaftlichem

Verkehr mit den Anhängern Günthers in Breslau und Bonn. Die natürliche Folge davon war, dass „das Kirchenregiment nicht wusste, wie es sich zu ihm stellen, und ob es ihn nicht hinterdrein unter Protektion nehmen solle“. Doch „alle diese Dinge“ — schreibt er weiter — „machen mir wenig Kummer. An Ehrgeiz leide ich nicht, und so viel Freundlichkeit, als ich bedarf, schenken mir bis jetzt alle Leute. Ich lebe sehr zurückgezogen, wie es in meiner Natur und meinen“ — immer noch sehr kärglichen — „Verhältnissen liegt, und warte ab, ob sich irgendwie ein Freund, wie ich ihn mag, zu mir gesellen wird“.

Er hatte zudem die Freude, im Sommer 1855 den I. Teil seiner „Geschichte des Münsterischen Aufruhrs, die Reformation“ (im Rheinland und Westfalen) in die Öffentlichkeit gehen zu sehen — ein Werk, von dem er mit Recht sagen konnte: „Das Resultat meiner kritischen Bemühungen war: eine Durcharbeitung des Materials von Grund aus. Ich verdanke keinem meiner Vorgänger das Allgeringste; fast jeder Zug meines Geschichtsbildes weicht von den hergebrachten Vorstellungen mehr oder weniger entschieden ab.“ Jeder Satz des Buchs ist reiflich durchdacht und in den Quellen begründet; „pikante Beimischungen, die ein fremdes Interesse hineinziehen“, und „unwissenschaftliche Künste“ sind grundsätzlich vermieden. Er findet selbst, dass seine „Arbeit, welche weiterstreute Notizen aus Briefen und Urkunden mit geduldiger Sorgfalt zu einem Bilde der Vergangenheit zusammenfügt, mit solchen Geschichtsbüchern, die aus der Fülle verständiger zeitgenössischer Berichte schöpfen durften, sich im besten Fall nur wie eine Mosaik mit dem Werke des Malers wird vergleichen können“. Er lässt es aber dabei bewenden und weist die Versuchung weit ab, etwa wie andere „die Lücken der Überlieferung durch Mutmassungen zu ergänzen“, oder durch eine „Überschwemmung mit philosophischen Betrachtungen und poetischen Zutaten“, die auch ihm zu Gebote gestanden wären, nachzuhelfen. Ein Maler will er aber dennoch sein. Und in der Tat, wenn sein Buch auch bloss eine Mosaik werden kann, die Künstlerhand zeigt sich dadurch

in in
niallich
seinen.
seine
n Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
paßt
n be-
nur
feine
und
dürfe
auf-
men-

ultrage
ie der
n 16.
leiten.
n des
alten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

um so mehr, dass sie den durchaus spröden Stoff so zu behandeln vermochte. Nur wird, da er erst dann an die Ausführung zu gehen pflegte, wenn er vorher „mit allen Seelenkräften sich des ganzen Details bemächtigt hatte“, ²⁵⁾ sein Stil individuell, wie die Musik seines Bruders.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers fasst er wie sein Lehrer Ranke. Denn — so schreibt er im Vorwort zu seinem Buch — „das Amt des Geschichtschreibers ist, Vergangenes zu erkennen und das Erkannte treu, rein und klar mitzuteilen. Nach Absichten, die ausserhalb dieser hohen und unerreichbaren Aufgabe liegen, sollst du in meinem Werke nicht suchen“. Wenn er aber Ranke in seinem Seminar Geschichtschreiber tadeln hörte, weil sie urteilten, ²⁶⁾ und wenn Ranke selbst „weder die Vergangenheit richten, noch die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre belehren wollte“, und das Streben nach Objektivität so weit trieb, dass seinen Werken die sittliche Wärme fehlt, so folgte Cornelius ihm auf diesen Wegen so wenig, als sein Seminargenosse Jakob Burckhardt. ²⁷⁾ Er gesteht selbst: „Meinen Standpunkt zu den Dingen, welche ich erzähle, zu verhüllen, hat mir so wenig notwendig als ausführbar geschienen“; doch habe er nie vergessen, dass es ganz und gar nicht auf seine Meinung, sondern überall nur auf die Sache selbst ankomme. Er glaubt überhaupt nicht an eine Objektivität, die es zu einer Geschichte bringen könne. Dem widerspreche schon der Satz: „Dem Menschen gehört das Streben nach der Wahrheit, wovon der Irrtum unzertrennlich ist. Darum gibt es unter Menschen nicht eine Geschichte, sondern viele Geschichten, wie Alter, Bildung, Standpunkt verschieden sind. Darum gibt es allerdings katholische und protestantische, christliche und unchristliche, und viele andere Geschichten. Zwischen ihnen handelt es sich um ein Mehr und Minder, ein Näher oder Ferner von der Wahrheit; die volle Wahrheit ist bei keiner von ihnen.“ ²⁸⁾ Und an keinem Geringeren als an Ranke selbst hat sich das bewahrheitet. Denn trotz seiner rigorosen Objektivität kann, auch nach Giesebrechts Urteil, kein Zweifel

darin sein, dass seine Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation „von einem überzeugten Protestanten geschrieben ist“, wenn auch „der Verfasser keine Anstrengung gescheut hat, um sich über die Vorgänge der Reformationszeit ein unparteiisches Urteil zu bilden“. ²⁹⁾

Ebenso erkennt Cornelius, im Gegensatz zu Ranke, der Geschichte ein gewisses Lehramt für die Mitwelt zu. Denn er schliesst sein Vorwort mit der Mahnung: „Wenn aber jetzt oder künftig der Ton ehrfürchtiger Teilnahme an den Schicksalen der Menschheit, der Ruf zur Klarheit des Geistes und Besonnenheit der Tat, die Warnung vor Selbstüberhebung und jeglicher Masslosigkeit aus meinen Zeilen wortlos an Deine Brust schlägt, so weisst Du, dass dies die Wirkung aller wahrhaften Geschichte ist, und rechnest mir den Wunsch nicht als Absicht noch Verdienst an.“ Weiter freilich kann es nicht gehen. Die Vorschrift des Handelns kann man der Geschichte nicht entnehmen, — denn die Ereignisse wiederholen sich nicht wie die Jahreszeiten. ³⁰⁾

Das Buch wurde im ganzen günstig aufgenommen, und er bekam viel freundliche Worte, insbesondere von Böhmer in Frankfurt. Hier und dort stiess man sich aber an diesem und jenem, und gewisse Kreise waren über die Schilderung der Geistlichkeit beim Beginn der Reformation und einige andere Stellen böse, „aber das Gebäude“ — erwidert er — „ist fest und gut gebaut, sie müssen es »lassen stan«“.

Cornelius' Wirksamkeit in Bonn war von sehr kurzer Dauer. König Maximilian hatte den Hauptzweck, den er bei der Berufung Rankes 1853 im Auge hatte: „die Verpflanzung der neueren historischen Richtung in der Wissenschaft und die Begründung einer historischen Schule in Bayern so, wie sie bereits in Norddeutschland besteht“, nicht aufgegeben. Und über dieses Bestreben des Königs, das gut zu machen, was die Fachmänner in Bayern versäumt hatten, brauchte man sich nicht zu beklagen. Denn auch andere hatten längst diese Nachlässigkeit gesehen und beklagt, es auch an Mahnungen nicht fehlen lassen. Schrieb doch schon 1839 Böhmer, der,

in in
niallich
reihen.
seine
in Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
paßt
in be-
nur
seine
und
dürfe
auf-
men-

ultrage
ie der
n 16.
eiten.
n des
halten
der
ssen-
chen
n im
und
von
sen-
Er-

obwohl Protestant, den Münchener Historikern Görres und Höfler sehr nahe stand, an Klemens Brentano: „Möchten doch von katholischer Seite auch auf dem Gebiete der Geschichte mehr Leute erstehen, die gründliche Kenntnisse mit richtigem Urteil und einigem Talent in der Darstellung verbinden, damit die anderen, ich meine Ranke und Konsorten, deren Einwirkung bedeutend ist, das Wort nicht allein behalten.“ Ein anderes Mal (1845) klagt er: „Görres besitzt das reichste Wissen, ist aber seiner inneren Natur nach eigentlich Dichter ... Die Herren haben mehr Gesinnung und Ansicht, als jene Detailbegründung, auf welche ich ausgehe, und darin liegt auch wohl die Ursache, weshalb sie wenig oder gar keine Schüler ziehen.“ Und zu gleicher Zeit mahnte er Höfler selbst: „Möchte doch gerade in Süddeutschland diese philologisch-kritische Seite mehr Würdigung finden, die nun doch einmal Anfang und Grundlage des Studiums ist und deren grössere Ausbildung denen in Nordosten ein äusserliches (mir widriges) Übergewicht gibt.“³¹⁾

Als dann Görres, dessen „riesenhafte Phantasie“ — nach Cornelius — „wie mit eisernem Arme die Dinge dieser Welt, ja Himmel und Erde zusammengezwungen hat zu ihrem Dienst“, tot war, und Höfler in unfreiwillige Quieszenz trat, schien es einen Augenblick auch in München besser werden zu wollen. Denn ganz ungepflegt war die philologisch-kritische Methode in Bayern nicht, und schon 1837 hatte der eminente Forscher Kaspar Zeuss in meisterhafter Handhabung derselben das in seiner Art klassische Werk „Die Deutschen und die Nachbarstämme“ geschaffen, das, aus Mangel an der Sprachenkenntnis, über die Zeuss gebot, auch keiner der Rankeschen Schule hätte schaffen können. Aber der wahrhaft grosse Mann verkümmerte beinahe an dem unbedeutenden Lyzeum in Speyer und konnte sich leider, als er 1847 Höfler an der Münchener Universität ersetzte, wegen Kränklichkeit und starken Stotterns nur ein Semester halten. Sein Nachfolger Rudhart, der bald zugleich Direktor des K. Reichsarchivs wurde, wie auch Söttl scheinen überhaupt an der Universität keinen grösseren Einfluss ausgeübt zu haben. Sicher ist wenigstens,

dass der Geschichtsunterricht in einen ganz desolaten Zustand geriet, so dass sogar Döllinger geschichtliche Vorlesungen zu halten anfang.

Dem wollte König Maximilian nicht länger zusehen. Am 13. Februar 1854 erging ein königlicher Befehl an die Universität, Se. Majestät habe die Absicht, „an der Universität München einen neuen Lehrstuhl für die Geschichte zu errichten, für welchen eine entsprechende Lehrkraft gewonnen werden soll“. Fakultät und Senat haben dafür Vorschläge zu machen, bei der Auswahl der Vorzuschlagenden aber nach folgenden Grundsätzen zu verfahren: „Vor allem soll auf wirkliche Auszeichnung im Fache der Geschichte gesehen werden. Liegt diese vor, so entscheiden zunächst bayerische Abstammung und katholisches Bekenntnis. Erst dann wenn eine entsprechende Lehrkraft mit diesen beiden Eigenschaften nicht gefunden werden könnte, darf auf Ausländer und Protestanten das Augenmerk gerichtet werden.“ Darüber Verlegenheit und Verwirrung in der Fakultät. Doch will ich hier nur bemerken, dass sowohl in der Fakultät als im Senat unter den ausländischen Katholiken auch auf Cornelius hingewiesen wurde, und dass zum ersten Male der Senat, nicht die Fakultät, auf den Gedanken kam, den König auch um die Errichtung eines historischen Seminars zu bitten. Die Tätigkeit der Universität in dieser Angelegenheit ist aber damit beendet.

Der König Maximilian verhandelte, wenn Giesebrechts Angabe richtig ist,³²⁾ wieder mit Ranke, und es wäre ihm beinahe gelungen, denselben nach München zu ziehen. Als Ranke dennoch ablehnte, sollte er wenigstens andere protestantische Historiker nennen³³⁾ — Verhandlungen, die ich nicht kenne.

Da bringt nach dem Tode des Professors der Philosophie und der Geschichte Joseph Andreas Buchner († 1854, Dezember 13) die Erörterung der Frage, ob seine Professur wieder besetzt werden solle, eine neue Wendung in die Angelegenheit. Die Fakultät lehnt eine Wiederbesetzung ab; der Senat aber benützt die Gelegenheit, auf den an erster Stelle als Bayer und Katholik vorgeschlagenen, vom preussischen Ministerium für Bonn abgelehnten Wegele zurückzukommen

in in
matisch
seien.
seine
n Er-
seine
Aus-
st, be-
seine
paßt
in be-
nur
seine
und
dürfte
aus-
men-

itrag
ie der
n 16.
seiten.
n des
halten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

und zu bemerken: statt seiner sei „der a. o. Professor Dr. K. A. Cornelius in Breslau, ein talentvoller Mann, der sich bereits durch Herausgabe von Geschichtsquellen und mehreren Schriften über neuere Geschichte einen Namen gemacht hat, auch als Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt eine durchaus konservativ-politische Gesinnung bewährt hat, zum o. Professor in Bonn ernannt worden“ (1855, Januar 27).

Diese Umstände kamen dem Minister Zwehl gelegen. Die Gärung zwischen den sogen. Ultramontanen und Nativisten einerseits und den sogen. Berufenen andererseits war bereits gross; sie konnte durch die Berufung eines protestantischen Historikers zum vollen Ausbruch kommen. Vielleicht war es aber zu verhindern, wenn man zugleich einen katholischen Historiker beriefe. Der Vorschlag des Ministers — denn er schrieb sich die Initiative zu — gefiel König Maximilian, und Cornelius wird in Aussicht genommen. Ranke, über ihn befragt, stimmt eifrig zu. Es tritt auch Professor Dollmann in Bonn auf, um mit Cornelius die Unterhandlung zu führen. Dann wird es wieder still.

Die Kämpfe in München ruhten aber unterdessen nicht. Ringseis' Wahl zum Rektor Magnifikus führte zu einer heftigen Pressfehde, und noch Schlimmeres liess sich erwarten, wie auch Ringseis wirklich in seiner Rektoratsrede den Streit der Parteien auf die erste Lehrkanzel des Landes trug.³⁴⁾ Sollte nun gar der wegen seiner Teilnahme am Trierer Reliquienstreit und seiner Gothaischen Gesinnung gehasste Sybel, gegen dessen Berufung König Maximilian früher selbst Bedenken trug,³⁵⁾ als der neue Historiker kommen, so hiess dies Öl ins Feuer giessen. Der Minister erhält daher Befehl, die Unterhandlungen mit Cornelius wieder aufzunehmen, und da Cornelius es dem Minister überliess, unter welchen Bedingungen man ihn berufen wolle, wurden die Verhandlungen rasch zu Ende geführt. Ausdrücklich hatte aber der Minister auf Cornelius' Frage nach seinen Verpflichtungen erklärt: Zu den von den Universitäts-Statuten vorgeschriebenen Vorlesungen „würde nur noch die Teilnahme an einem histo-

rischen Seminar kommen, welches dahier noch errichtet werden soll“, und womit „natürlich eine besondere Remuneration verbunden“ sein würde.³⁶⁾ Die Ernennung, auf Ostern 1856 in Aussicht genommen, erfolgte doch erst am 11. August, zugleich mit der Sybels, vom 1. Oktober ab.

Cornelius siedelte nicht sogleich nach München über, sondern erbat sich für das Wintersemester 1856/57 den ihm versprochenen Urlaub, um die niederländischen Archive besuchen zu können. Doch sollte er sich vor Antritt des Urlaubs nach München zu einer Audienz begeben, deren Zweck war, dass König Maximilian ihn mahnen wollte, in der Wissenschaft objektiv zu sein und den Frieden zu halten. Er sprach von Fanatikern: Bayern sei ein paritätisches Land u. dgl. Cornelius' Bemerkung, die auch auf seinen mitberufenen Kollegen Sybel zutraf:³⁷⁾ „Jeder Mensch stehe in den Schranken einer Partei, und es könne nur eine mögliche Objektivität geben“, nahm der König hin. Als Cornelius aber wegen des Friedens auf seine Haltung an zwei paritätischen Universitäten hinwies, antwortete der König rasch: „Das weiss ich; glauben Sie nur, sonst würde ich Sie nicht hergeholt haben.“ „In der deutschen Frage“, fügte er hinzu, „dürfen Sie an der deutschen Einheit festhalten, aber meine Souveränität darf nicht in Frage kommen.“

Cornelius sollte schon bei diesem Besuch Münchens erfahren, wie schwer unter Verhältnissen, wie sie hier obwalteten, der Friede zu halten sein werde; denn sogar Männer, wie der Archivdirektor und Professor Rudhart, entliessen ihn mit den Worten: „Sie können versichert sein, nicht bloss von mir, sondern auch sonst in München mit Loyalität aufgenommen zu werden; Sie gehören ja nicht zu denen, die das Licht nach Bayern tragen wollen, und über unser Land schimpfen.“ Andererseits war es ihm schon jetzt klar geworden, dass die Sybelsche Partei ihn perhorreszieren werde. Noch schwerer sollte es ihm persönlich werden, als er an Ostern 1857 nach München übersiedelte. Denn inzwischen war dadurch ein für ihn ganz unheilvoller Zustand geschaffen worden, dass man nur Sybel mit der Ver-

in in
niallich
seien.
seine
in Er-
sein
Aus-
t, be-
seine
paßt
in be-
nur
seine
und
dürfte
aus-
men-

ultrage
ie der
n 16.
keiten.
n des
halten
der
ssen-
ehen
n im
und
von
sen-
Er-

setzung „der neueren historischen Richtung der Wissenschaft“ und „der Begründung einer historischen Schule in Bayern“ beauftragt, und zu diesem Zweck ihm allein das historische Seminar und die geschichtlichen Prüfungen der Kandidaten des Gymnasiallehramts überlassen hatte.

Die Enttäuschung war gross für Cornelius, und man braucht sich nicht zu wundern, wenn er zu erkennen glaubte, man wolle ihn nur „als ein Stück spanische Wand gebrauchen“. Er sollte bald noch tiefer in die Münchener Verhältnisse blicken, und dazu gab die Veranlassung ein Vorgang in unserer Akademie, über den er, ganz seiner vornehmen Art gemäss, mit den kurzen Worten hinweggeht: „Von mir selbst habe ich mitzuteilen, dass ich vor kurzem von der historischen Klasse der hiesigen Akademie auf Döllingers Vorschlag“ — zum ordentlichen Mitglied — „gewählt worden, aber dann bei der allgemeinen, von der Gesamtheit der Akademie zu vollziehenden Wahl durchgefallen bin. Partei hüben und drüben! Die einen wollen eine Stimme gewinnen, die anderen eine ausschliessen“ (1858, August 17). Es war auch das, wie ich aus Cornelius' Mund weiss, auf Sybels Betreiben geschehen.

Cornelius hielt übrigens sein dem König gegebenes Wort und brach den Frieden nicht. Sein Gemüt aber war tief verletzt, und es war ein Glück für ihn, dass er gerade jetzt an seiner hochherzigen jungen Gemahlin einen Halt fand. Es erlahmte wenigstens seine Kraft nicht, so dass er trotz der widrigen Verhältnisse mit Energie seinen Forschungen und seinem Lehramt sich widmen konnte. Und Cornelius war auch nach dem Zeugnisse seiner Münchener Zuhörer ein glänzender Lehrer, der auf sie einen nachhaltigen Eindruck machte. So schreibt mir ein angesehener Schulmann hier, der damals Cornelius neben Sybel gehört hat: er erinnere sich noch heute lebhaft „der Art und Weise, wie Cornelius seine Hörer in die Geschichte der neueren Zeit einführte. Es war ein Gemälde, das er vor ihnen entstehen liess, voll frischen individuellen Lebens; ich musste zugleich

an Lessings Laokoon denken. Und wenn er, wie es öfters geschah, beim Sprechen auf- und abschritt und dann stillestehend uns freundlich anblickte, so schien es mir immer, als wollte er aus den Augen lesen, ob wir mitarbeiten, ob wir auch anschauen und fühlen. Er hatte eben Gemüt und Phantasie und damit pädagogisches Talent“. ³⁸⁾ Und welch ein strahlendes Bild entwirft unser hochverehrter Präsident von ihm als Lehrer: „Cornelius war namentlich ein Meister in der Kunst, die leitenden Gesichtspunkte hervorzuheben; fast liess sich von allzu starker Pointierung sprechen. Von aufdringlicher Gefahrtheit keine Spur! Man hatte immer den Eindruck, einen Forscher vor sich zu haben, der zugleich ein Künstler ist, der die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen hat! Er hatte zwar ein Heft vor sich, sprach aber im wesentlichen frei. Er war niemals »der Schauspieler, dem Hekuba nichts ist«; leicht erregbar, wie Niebuhr, widmete er seinem Stoffe die wärmste Teilnahme, und gerade dadurch wirkte er so fesselnd auf die Hörer. Wenn er auf eine ihn besonders anziehende Frage zu sprechen kam, war es, als ob ein geheimer Quell in ihm aufspränge, um als lebendiger Strom von seinem Munde zu fliessen; seine Rede wurde dann so mächtig, dass sich niemand dem hinreissenden Eindruck entziehen konnte. Und wie klangvoll war die Stimme, wie edel die Erscheinung, wie hell leuchtend das Auge des Redners!“

Im Jahre 1860 erschien der II. Teil seiner „Geschichte des Münsterischen Aufruhrs. Die Wiedertaufe“, dem alle Vorzüge des I. eigen sind. Indessen schreibt Cornelius doch selbst über ihn: „Völlig befriedigen wird das Buch Sie nicht und keinen, der tief in die Dinge schauen will. Aber ich darf sagen: was mit dem spröden und lückenhaften Material ausgerichtet werden kann, ist geschehen. Doch von dieser Seite meine Arbeit vollständig zu würdigen, ist niemand imstande. Selbst Männer wie Pertz, Böhmer und Waitz werden es nur ungefähr und annähernd vermögen“ (1860, Februar 2). Und man muss in der Tat heute noch beklagen, dass Cornelius an diesen Stoff gebunden war, — an die Geschichte einer unterlegenen,

in in
niallich
beten.
seine
in Er-
sein
Aus-
t, be-
teine
paßt
in be-
nur
teine
und
dürfe
aus-
men-

ultrage
ie der
n 16.
seiten.
n des
halten
der
ssen-
ehen
n im
und
von
sen-
Er-

kein lebendes Interesse bietenden Partei, deren Name nur in ganz lokalen und gelehrten Kreisen fortlebte.

Allmählich begannen auch die Gegensätze sich auszugleichen. König Maximilian ernannte 1858 Cornelius zum Mitglied der eben im Entstehen begriffenen Historischen Kommission;³⁹⁾ und Sybel schlug ebenfalls eine versöhnlichere Saite an, indem er 1860 unter einfachem Hinweis auf Döllingers früheren Vorschlag Cornelius' Wahl in die Akademie beantragte. Das milderte auch sein Misstrauen und liess ihn wieder einige Hoffnung schöpfen. Er machte jetzt sogar den Versuch, in der Herbstsitzung der Historischen Kommission einige Unternehmungen, darunter die Herausgabe der Korrespondenz der bayerischen Fürsten von 1550—1650, vorzuschlagen, und hatte die Genugtuung, dass sein Antrag von der Kommission einstimmig beschlossen wurde. Ranke nahm noch an dem gleichen Tage Audienz beim König, der, „für den Plan sehr eingenommen, die sofortige Inangriffnahme befahl und dafür einen Betrag von 1000—1500 Gulden für das Jahr 1860/61 einzustellen verfügte“. „Verdriesslich war Cornelius nur, dass Ranke es so einzurichten wusste, dass er den Auftrag nicht allein bekam, sondern mit Löher, der sich anbot, und mit Sybel, den Ranke einsetzte, gemeinsam“; ja, dass „Ranke sogar Sybel die Oberleitung geben wollte, was derselbe aber einsichtig genug war, abzulehnen“. Nach der offiziellen Genehmigung des Unternehmens teilten sie dann das Ganze so untereinander, dass jeder seinen Teil unabhängig von den beiden anderen zu bearbeiten übernahm. Doch musste Cornelius, den Pfalz und Bayern von 1608 an traf, bald auch die eigentliche Leitung des von Löher übernommenen Teils, die bayerischen Herzöge des 16. Jahrhunderts, in die Hand nehmen.

Sybels Wirksamkeit als Sekretär der Historischen Kommission, die er wesentlich organisiert hatte, sollte rasch enden. Denn bekanntlich war, nicht ohne eigenes Verschulden, seine Stellung seit 1860 erschüttert, und sah er sich daher veranlasst, im Jahre 1861 einen Ruf nach Bonn anzunehmen. Aber da bewies Cornelius, wie gerecht

er auch in seinem Urteil über einen Gegner sein konnte. „Ich bedauere“ — so schreibt er — „seinen Abgang in Rücksicht auf die Arbeiten der Historischen Kommission, für die er durch seine persönlichen Verbindungen, durch schnelle Auffassung, leichte Behandlung der Geschäfte und unermüdlichen Eifer, auch durch Regierungslust der ganz geeignete Mittelpunkt war und schwer zu ersetzen sein wird. Dagegen ist er für die Universität kein so schwerer Verlust, als es Fernstehenden scheinen mag, und es wird sich in Bonn bald genug zeigen, dass nicht in der Doktion seine hervorragende Bedeutung liegt. In meinem persönlichen Interesse möchte ich ganz wohl leiden, dass er hier geblieben wäre. Die Wahl des Nachfolgers ist mir unberechenbar, und wer weiss, ob sie nicht auf jemand fällt, mit dem ich nicht so leidlich auskomme als mit Sybel“ (1861, Juni 14). Das traf nun nicht zu. Der Nachfolger Sybels, Giesebrecht, trat zwar in die ganze Stellung seines Vorgängers ein, unterhielt jedoch stets freundliche Beziehungen zu dem Kollegen.

Der königliche Befehl, die Herausgabe der Wittelsbacher Korrespondenz sofort in Angriff zu nehmen, hatte, weil er störend in seine eigenen Arbeiten griff, Cornelius selbst in Verlegenheit versetzt. Er hatte wohl seit 1859/60 einige auserwählte Schüler zu einem Seminar zusammengefasst; aber sie für das neue Unternehmen zu gebrauchen, dazu waren sie noch keineswegs befähigt; und Versuche, andere Hilfsarbeiter zu gewinnen, scheiterten, zum Teil schon aus dem Grunde, weil er nur solche annehmen wollte, welche die, sonst nicht lohnenden, Arbeiten zu weiteren selbständigen Forschungen benutzen würden.⁴⁰⁾ Er musste daher seine eigene Arbeit, den III. Teil seiner Geschichte der Wiedertäufer, beiseite schieben und selbst angreifen. Jahrelang durchforscht er Archive und Bibliotheken des In- und Auslandes, sammelt oder notiert er das vorhandene Material, bis er nach und nach Hilfsarbeiter, seit 1862 Ritter, 1864 von Druffel, 1867 Stieve gewann, denen er zuerst einen Teil der Arbeit, später die einzelnen Abteilungen zur selbständigen Ausführung überlassen konnte. Daneben gab er ihnen durch seine Abhandlungen

in in
niallich
beffen.
seine
n Er-
sein
Aus-
it, be-
seine
paßt
in be-
nur
seine
und
dürfte
aus-
men-

ultrage
ie der
n 16.
seiten.
n des
halten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

in dem, von ihm selbst bei Döllinger angeregten, Münchener Historischen Jahrbuch auch das Beispiel, wie man das durch die Hand gehende Quellenmaterial zu geschichtlichen Darstellungen benutzen könne.⁴¹⁾

Es war ein ungemein reges wissenschaftliches Leben, das sich nun in München entwickelte, und bald sprach man, im Gegensatz zu der Rankeschen Schule, deren Domäne das Mittelalter war, von „einer jüngeren Generation, die in München das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert bearbeitet, halb Europa in Kontribution setzt und das schwerere Problem gelöst hat, Staatspapiere zur Grundlage der neueren Geschichte zu machen“.⁴²⁾ Man hätte nur weiter gehen und diese jüngere Generation geradezu die Cornelius-Schule nennen sollen, da Cornelius nicht nur den Anstoss dazu gegeben und die Bahn zur Lösung dieses schwereren Problems gewiesen, sondern auch die ersten Schritte der meisten geleitet, mit ihnen geforscht und gearbeitet hat.

Nachdem er sich erleichtert sah, kam er auf seine liegen gebliebene Arbeit zurück. Bereits erschienen verschiedene Kapitel derselben: „Die Niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—1535“ und „Die Eroberung der Stadt Münster im Jahre 1535“, sowie aus seiner Quellensammlung der „Briefwechsel zwischen Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Graf Wilhelm von Neuenahr in den Jahren 1529—1536“.⁴³⁾ Doch ehe er mit seiner peinlichen Gründlichkeit die Arbeit abschliessen konnte, wurde er neuerdings von ihr abgelenkt.

Im Jahre 1872 starb sein Nachfolger auf dem Bonner Lehrstuhl, Wilhelm Kampschulte, den er einst selbst veranlasst hatte, die akademische statt der Gymnasiallaufbahn einzuschlagen. Ebenso geschah es auf seinen Rat, dass Kampschulte sich an eine Biographie des Reformators Calvin gab, deren I. Band 1869 erschien und durch die Reichhaltigkeit des benutzten Materials, die Weite des Horizonts und die Unbefangenheit des Urteils alle vorausgehenden Calvin-Biographien übertraf. Unverdrossen arbeitete der längst leidende Mann bis wenige Tage vor seinem Tode an dem Werke weiter, und als sein Ende

nahte, bestimmte er testamentarisch, dass die handschriftliche Fortsetzung Cornelius zur unbedingten Verfügung stehen solle. Dieser Wunsch des sterbenden Freundes war ihm heilig, und sogleich gab er sich an die Ausführung desselben. Doch nach seiner Art wollte er jeden Baustein, den die fortschreitende neue Ausgabe der Werke Calvins bot, selbst besehen, und begab sich auch jahrelang nach Genf und Bern, um in den Archiven dort neue Bausteine zu holen. Die neuen Partien, welche Kampschultes Werk hinzugefügt werden sollten, liess er vorher in unseren Abhandlungen, wo sie zu den besten und formell schönsten Beiträgen zählen, erscheinen. Schon war das letzte Stück gearbeitet, und wollte er an die Zusammenfügung und Schlussredaktion des Werkes gehen, als ein Schlaganfall es auch ihm unmöglich machte. Den grössten Teil seiner von ihm selbst noch auf dem Krankenlager gesammelten „Historischen Arbeiten“ bilden die über Calvin. — Man hat von reformiert-theologischer Seite „beklagt, dass Cornelius seinen Helden allzu kühl und nüchtern aufgefasst habe“. Das rührte aber nicht entfernt von einer Absichtlichkeit her, sondern davon, dass sowohl Kampschulte als Cornelius „den Gegenstand dem einseitigen Eifer der theologischen Partei entrissen und für die historische Wissenschaft in Besitz nahmen“. —

Es müsste Verwunderung erregen, wenn Cornelius, nachdem er im Frankfurter Parlament an dem Versuch einer Reorganisation Deutschlands teilgenommen, an den politischen Ereignissen der späteren Jahre teilnahmslos vorbeigegangen wäre. Das ist nicht der Fall. Im Jahre 1859, als Napoleon III. im Bund mit Piemont den Krieg an Österreich erklärte, und Cornelius wie viele andere, namentlich süddeutsche Kreise, darin nur die erste Etappe in dem Plan des französischen Kaisers gegen Deutschland erblickte, ist sein „Kopf und Herz so voll von der grossen Zeitfrage, dass es selbst mit seinen Berufsgeschäften nicht recht voran will“. Mit leidenschaftlicher Erregung schreibt er in den Briefen an seinen Oheim Brüggemann, der im preussischen Herrenhaus sass, gegen die Politik Preussens, das Österreich im Stiche lasse, und mit flammender Beredsamkeit

in in
nialich
beffen.
seine
in Er-
sein
Aus-
it, be-
teine
pakt
in be-
nur
teine
und
dürfe
aus-
men-

ultrage
ie der
n 16.
seiten.
n des
halten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

eine Reihe politischer Briefe an einen mir nicht bekannten preussischen Abgeordneten über die Folgen dieser Politik.

Als dieser Sturm verrauscht war, und die Regierungen selbst die Notwendigkeit einer Konsolidierung des Reiches erkannten, benützte er 1862 seine Festrede in der öffentlichen Sitzung der Akademie, seine eigene Anschauung darüber vor einem grösseren Publikum auszusprechen. Denn der Titel der Rede: „Über die Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert“ hätte ebensogut heissen können: Über die Einheitsbestrebungen der Gegenwart. Jene sollten ja nach seiner eigenen Erklärung nur eine geschichtliche Parallele zu der grossen Krise der Gegenwart bilden und zeigen, zu welchem Unheil es für Deutschland ausschlagen müsste, wenn die gegenwärtigen Einheitsbestrebungen, wie damals, resultatlos verliefen. Und seine Auffassung der politischen Lage und seine Meinung, wie man zu einer Besserung derselben gelangen könne, sind, wenn man sich in jene Zeit der Gärung und Verwirrung, des Hoffens und Bangens versetzt, allerdings beachtenswert:

„Das System des pentarchischen Gleichgewichts geht zu Scherben, und unter Sturm und Erdbeben sucht Europa nach einer neuen Grundlage der allgemeinen Ordnung. Was an die Stelle sich schieben will, die Hegemonie Frankreichs, hat sich zu allen Zeiten als der unerträglichste der Zustände, als das Gegenteil der Ordnung erwiesen. Da gegen solches Unheil Hilfe nur von Gesamtdeutschland kommen kann, so ist die dauernde und feste Vereinigung der deutschen Kräfte ein europäisches Bedürfnis geworden.

„Sie ist dasselbe aber noch in einem tieferen Sinn.

„Zwischen der Gegenwart und den Tagen unserer Grossväter liegen nicht bloss Generationen, sondern der Schluss einer alten und der Beginn einer neuen Zeit. Es ist genug, auf einen grossen Unterschied hinzuweisen. Damals gingen die Denker und Weisen voraus mit der Torheit abstrakter Konstruktionen auf dem Gebiete des Staates, und der höchste Triumph ihrer Theorie war das allgemeine Stimmrecht einer beliebigen Menschenmenge innerhalb zufälliger

Grenzen, anwendbar und entscheidend für jede Frage des Lebens. Heute überlässt man diese Staats- und Weltanschauung der blinden Menge oder wissenden Betrügern, während die Geister höheren Ranges an Ideen und Erscheinungen der Menschenwelt schon lange den Massstab organischer Gestaltung zu legen gewohnt sind und überall die positiven Satzungen der Natur und der Geschichte zur Geltung zu bringen trachten. Diesen Bestrebungen gehört die Zukunft, ja schon ein Teil der Gegenwart, wofern man es nicht etwa für einen Zufall ansehen will, dass die Revolution bereits ihr Werkzeug gewechselt hat und in unseren Tagen statt der kosmopolitischen Jakobinermütze sich der im Grunde durchaus antirevolutionären Idee der Nationalität bedient.

„Das Endziel aber der gegenwärtigen geistigen Strömung, eine neue organische Ordnung des Weltteils, kann des ihr entsprechenden gesunden deutschen Staatslebens ebensowenig als die heutige Anarchie des deutschen Zwiespalts entbehren.

„Nun besitzen wir, in einem Grade wie kein anderes Volk, die Elemente nicht bloss zu einem gesunden politischen Dasein, sondern zu einem Staatswesen von grossartiger Harmonie, fähig, der Kern und das Vorbild des Weltteils, der Mikrokosmos des künftigen europäischen Makrokosmos zu werden. Wir haben einen zahlreichen kräftigen freien Bauernstand, wir haben eine hohe fürstliche Aristokratie, beide ohne ihresgleichen in Europa. Wir haben die Gewähr der notwendigen Einheit in einer Gleichartigkeit und Gleichbildung der Nation, wie sie in demselben Mass früher nie vorhanden gewesen; und wir haben einen in Geschichte und Natur festgewurzelten tüchtigen und haltbaren Partikularismus, der auch nach den unerlässlichen Konzessionen an das Ganze fähig bleiben wird, die europäische Freiheit und unsere eigene Zukunft vor der unbedingten und reinen deutschen Einheit zu bewahren. Auch unsere Zukunft vor ihr zu bewahren! Aufgewachsen, wie es die jetztlebende Generation ist, teils in der Sehnsucht nach der verfassungsmässigen Freiheit des Staatslebens teils in der Freude an ihrem Besitz, kann doch niemand sich

in in
niallich
ueßer.
seine
n Gr-
ein
Aus-
st, be-
seine
paßt
in be-
nur
seine
und
dürfte
aus-
men-

ultrage
ie der
n 16.
seiten.
n des

halten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

der trüben Ahnung erwehren, dass kein Parlamentarismus für sich allein ausreichen werde, auf die Dauer weder die monarchische Ordnung noch die Freiheit des Volkes zu behaupten, sondern überall, sei es dort in Jahrzehnten, sei es hier in Jahrhunderten, den Kreislauf zu vollenden bestimmt sei, der endlich zu der ungemischten Demokratie und dann zur Gewaltherrschaft hinführt. Die heilsame Ergänzung, auf welche Erfahrung und Theorie hinweisen, liegt im Prinzip des Föderalismus, den man freilich nicht künstlich machen kann, wo die natürlichen Grundlagen fehlen, der aber auf deutschem Boden so alt ist, wie die Volksgeschichte selbst.

„Das einzige, was fehlt, das grösste, herbeizuschaffen, ist jetzt die Arbeit der Nation geworden. Nach langer Flucht vor dem Mittelpunkt befinden wir uns wieder in einer zentripetalen Strömung, die von unscheinbarem Anfang, zwei Menschenalter lang gewachsen, allmählich und unaufhaltsam das ganze Volk zu erfassen strebt, so dass schon jetzt, auch wer der Einheit entgegendenkt, sich ihres Namens zum Schirme seiner Pläne bedient, offen ihr zu widersprechen kaum einer wagt.“

Diesen Ideen gehörte wirklich, wie die nachfolgende Geschichte zeigt, die Zukunft, aber im kleindeutschen, nicht im grossdeutschen Sinn, wie Cornelius wollte, — aus Furcht, Kleindeutschland für sich allein könne unmöglich den umliegenden Grossmächten gewachsen sein. Mit der grössten Spannung verfolgt er daher 1866 den wachsenden Konflikt zwischen Preussen und Österreich und kämpft er — freilich nur auf dem Papier — den ausgebrochenen Krieg selbst mit. Was er fürchtete, geschah: Österreich wurde aus Deutschland hinausgedrängt, und sein Missmut darüber steigt aufs höchste. „Ich kann mir“, sagte er 1867 zu einem Bonner Schüler und späteren Freund, „kein Deutschland ohne Österreich denken“. ⁴⁴⁾ Und bei dieser Anschauung beharrte er, auch als Kleindeutschland sich als deutsches Reich konstituierte. Erst als Fürst Bismarck mit Österreich den Zweibund geschlossen, wurde Cornelius beruhigter und sagte mir

mit sichtlicher Genugtuung: „Nun hat er doch den Schritt von 1866 wieder etwas gut gemacht, weil er selbst erkannt hat, dass Kleindeutschland ohne Österreich zu schwach wäre.“

Über die kirchlichen Fragen, welche sich im 6. und den folgenden Jahrzehnten in den Vordergrund drängten, und an welchen Cornelius den lebhaftesten Anteil nahm, zu reden, ist hier nicht der Ort. Ich will nur sagen, dass er die wohlfeile Weisheit nie kannte: *Dissimulo quae sunt, et simulo quae non sunt.*

Nach der, in letzterem Zusammenhang geschehenen, Neubesetzung der geschichtlichen Professuren bei Giesebrechts Rücktritt schwand auch ihm die Lust an den Vorlesungen, und verwandte er die frei werdende Zeit zu seinen Calvin-Studien. Keineswegs aber erkaltete damit auch seine Liebe zur Alma mater, deren so kümmerlich ausgestatteten Seminarien er noch stattliche Summen zuwandte,⁴⁵⁾ um ihnen einen ausgiebigeren Unterricht möglich zu machen, — Schenkungen, von denen freilich nur noch die Universitätsakten sprechen.

Erst nachdem sich Cornelius von der Lehrtätigkeit an der Universität zurückgezogen hatte, trat er an der Akademie hervor, und wir bewunderten hier oft den ehrwürdigen Greis im Silberhaar, wenn er mit souveränem Geist und mit Meisterhand, manchmal nur mit wenigen Strichen, die wissenschaftliche Persönlichkeit heimgegangener Kollegen zeichnete. Und als er zu gleicher Zeit als Sekretär der Historischen Kommission an die Seite Sybels, des Präsidenten derselben, trat, um gemeinschaftlich mit ihm die Geschäfte zu leiten, lösten sich auch die letzten Dissonanzen zwischen beiden Männern, und nahm ihr Verkehr die freundschaftlichsten Formen an. Sie konnten jetzt sogar über die Lage des Reiches miteinander reden, und Cornelius ist nur davon überrascht, dass der einst so leidenschaftliche Politiker Sybel Dingen mit Gleichmut zusehen konnte, bei denen ihm der Missmut durch alle Poren schoss.⁴⁶⁾

Ich darf noch ein Wort anfügen.

in in
matisch
beihen.
seine
in Er-
e sein
Aus-
it, be-
seine
paßt
in be-
o nur
seine
und
dürfte
aus-
men-

ultrage
ie der
m 16.
seiten.
n des

halten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-

In der Allgemeinen Deutschen Biographie schreibt Cornelius von seinem Vater: „Im Umgang liebenswürdig, leutselig und heiter, in allen Pietätsbeziehungen treu, hilfreich, selbstlos aufopfernd, von reinsten Ehrenhaftigkeit und Unschuld des Lebens, Feind aller Lüge und alles Scheins . . . , zugleich voll gerechten Selbstgefühls als ein Mann von Gottes und eigenen Gnaden und doch zugleich von kindlicher Bescheidenheit gegenüber jedem fremden Verdienste, lebte und starb er.“

Das ist des herrlichen Mannes eigenes Bild.

Anmerkungen.

1) Vgl. die Nekrologe auf Karl Adolf Cornelius von K. Th. von Heigel in der Beilage zur Münchener Allg. Zeitung 1903 Nr. 184. 185, von Walter Götz in der Histor. Vierteljahrsschrift 1903 S. 449 und Mor. Ritter in den Forschungen zur Geschichte Bayerns 1904 S. 1. — Ausserdem benützte ich Cornelius' Aufzeichnungen aus seiner Berliner Zeit, seine Briefe an seinen Oheim Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Theodor Brüggemann, Akten der Universität München, der K. Akademie der Wissenschaften und der Historischen Kommission, die Allgem. Deutsche Biographie bezüglich Brüggemanns, des Vaters Karl Cornelius (auch in Cornelius, Histor. Arbeiten S. 613), Dönniges'.

2) Förster, Ernst, Peter von Cornelius II 235.

3) Sandberger, Leben und Werke des Dichtermusikers Peter Cornelius S. 13. 62.

4) 1845, Februar 5 schreibt er darüber an Brüggemann: „Sie sind missmutig über die Zeitläufe und was sich daran knüpft, hat mir Holzer gesagt, und habe ich auch aus Ihrem letzten Briefe erraten können. Freilich haben Sie auch die schönste Gelegenheit, verdriesslich zu werden, da Sie vieles aus erster Hand und genauer als andere erfahren, und es in Berlin an der vielfältigsten und an der gemütlosesten Besprechung gewiss nicht fehlen wird. Ich höre so viel nicht, und es ist mir doch das meiste von dem was ich höre, nicht recht, ja, es gibt gewisse Dinge, die mich für ein paar Tage verdriesslich machen können, wenn ich nur einmal davon höre. Was religiosa angeht, so behalte ich meine Ansicht für mich, so lange ich nicht aufgefordert werde zum Sprechen. Es scheint mir doch, dass sie zu keiner von denen passt, die hier herumlaufen. Ich will einmal versuchen, ob Sie nichts dagegen haben. — Ich nehme Wallfahrten und Reliquienverehrung in Schutz, obgleich ich an beiden wohl schwerlich je teilnehmen werde. Die Trierer Wallfahrt war in der Ausführung geordnet und angemessen geleitet: dagegen kann niemand etwas sagen. Dass

man das Kleid nicht öfter zeigt, dass man ein solches Gepränge damit verbindet, dass man in die Posaune stösst etc., das alles ist mir nicht recht, man kann aber Gründe aufbringen zur Verteidigung, und ich gebe mich zufrieden. Das aber ist der Grundfehler an der ganzen Sache, dass man das für eine echte Reliquie gibt, für dessen Echtheit auch mit dem besten Willen kaum eine geringe Wahrscheinlichkeit zuzugeben ist. Den Einwurf, dass man ja niemand nötige, daran zu glauben, lasse ich nicht gelten. Denn die Leute, die dahin wallfahrten, tun es auf die Autorität der hohen Geistlichkeit, welche sagt: wir glauben daran. Die hohe Geistlichkeit ist verantwortlich für diesen Glauben ihrer Diözesanen, die ihre Ansicht auf die ausgesprochene Überzeugung so ehrenwerter Männer bauen. Und nun frage ich: woher hat der Bischof und seine Umgebung die feste Überzeugung von der Echtheit? Von dem Glauben, auf den ein Dogma Anspruch macht, darf man hier doch wohl keine Spur erlauben? Ich sage »erlauben«. Fordern will ihn niemand, so sagen wenigstens die Herren, auf deren Ausspruch etwas ankommt (hier gibt es Leute, die ein Verbrechen daraus machten, in dieser Sache nicht zu glauben und demnach zu wallfahrten). Aber »erlauben« nicht einmal. Denn ich meine, wenn einer nicht ein Kind oder ein geistig Unmündiger ist, so tut er etwas Unsittliches und daher auch etwas Irreligiöses, wenn er ohne recht triftige Beweise eine Reliquie als echt annimmt. Wer den Glauben aus dem Gebiete der göttlichen Offenbarung heraus auch auf andere Dinge überträgt, der frevelt an dem Glauben selbst. — Nun bin ich weit entfernt, damit ein verdammendes Urteil über Arnoldi“ — den Bischof von Trier — „zu sprechen. Ich halte ihn nach allem, was ich von ihm weiss, für einen verehrungswürdigen frommen Mann. Aber der Schluss bleibt: Er hat seine Pflicht in dieser Sache nicht getan, weil er sie, die Pflicht, nicht kannte. Ich nehme an, dass er die Autorität seiner Vorgänger im Amt und die Tradition einiger Jahrhunderte mit kindlichem Gemüt verehrte, und mit dem Marxschen Schriftchen nur etwas Überflüssiges zu tun meinte, worauf gar nichts ankomme. Ein Fehler bleibt es, aber der Fehler eines kindlich frommen Herzens. — Es wäre mir lieb, wenn ich mit diesem Raisonement Ihre Meinung getroffen; fast noch lieber, wenn Sie mich in einigen Punkten berichtigen wollten. — Ich halte es aber ferner für ein grosses Unglück der katholischen Kirche in Deutschland, dass diese Wallfahrt stattgefunden hat. Hätte man eine unbezweifelt echte Reliquie ausgestellt, so wäre wahrscheinlich auch ein Geschrei darüber entstanden, aber eine ruhige Auseinandersetzung des katholischen Dogmas über Reliquienverehrung und was damit zusammenhängt, würde bald der Polemik ein Ende und der katholischen Sache einen Erfolg gesichert haben. Jetzt aber haben alle Feinde der Kirche einen Ankergrund,

den ihnen niemand bestreiten kann, und hat sich der Krebs im menschlichen Körper festgesetzt, so greift er auch gesunde Teile an. Ich zähle aber unter die üblen Folgen nicht Schneidemühl, Ronge etc.; diese Farcen werden über einige Monate spurlos verschwunden sein. Nein, aber dass die Mehrzahl der Protestanten in ihrer Abneigung gegen den Katholizismus wieder einmal recht gründlich bestärkt wird. Sie werden wieder vom Köhlerglauben der Katholiken sprechen, und lange Jahrzehnte auf dies Ereignis als Beleg und Grund zu ihrer Verachtung der katholischen Kirche weisen können. — Alles übrige aber, was mit dieser Frage zusammenhängt, halte ich für unbedeutend. Die Aufregung und Erbitterung? Sehen Sie einmal nach, und Sie werden finden, dass nur die Orte und Gegenden, wo immer bisher religiöse Anfeindung herrschte, auch jetzt von Anklagen und Geschrei ertönen. Die deutsche Nation ist davon nicht ergriffen. Auf der Oberfläche schäumt es, in der Tiefe ist alles still. Fragen Sie einmal übers Jahr nach, wohin der Sturm geschlagen: dann wird etwas anderes an der Tagesordnung sein. Aber freilich in Bayern: da ist's was anderes, da treibt's die Regierung danach, dass der Zorn in die Tiefe steigt, und wundern sollte es mich nicht, wenn der Herr Abel noch einmal etwas anderes als Bierskandale erlebte.“

5) Vierzig ungedruckte Briefe Leopold von Rankes, Deutsche Revue 1904, Heft I. Der Brief an König Ludwig auch in der Münchener Allg. Zeitung 1904 Nr. 3.

6) Heigel, Ludwig I., König von Bayern² S. 216. 237.

7) S. den Schluss der Anmerkung 4.

8) Historische Bibliothek III 336 (Sybel); Friedrich, Ignaz von Döllinger III 357 (Löher).

9) Cornelius, Hans, Über die Epochen der Geschichte des Abendlandes von C. A. Cornelius, Separatabdruck aus den Süddeutschen Monatsheften I. Jahrg. 8. Heft, S. 4.

10) In seinen Aufzeichnungen aus dem Frankfurter Parlament gibt er selbst an, dass er diesen Klubs und dem katholischen Verein angehörte, und wie viel Beiträge er für dieselben zahlte.

11) Friedrich, Ignaz von Döllinger II 378; ebenso Wichmann (selbst Abgeordneter), Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche 1888, S. 308.

12) Cornelius, Gedächtnisrede auf I. v. Döllinger, in Cornelius' Histor. Arbeiten S. 604.

13) Aufzeichnungen aus dem Frankfurter Parlament. — In das „Parlaments-Album“ schrieb Cornelius:

O Alberto Tedesco ch' abandoni
Costei, ch'è fatta indomita e selvaggia
E dovresti infoncargli suoi arcioni.

O deutscher Albert, sprich, warum verlässest
Du es (das Volk), das ungefüß und wild geworden,
Und solltest doch umspannen seinen Sattel!

Er „fand also denselben Tadel am Platze und gerechtfertigt, welchen Dante im VI. Gesange des Fegefeuer (Verse 97—99) gegen den deutschen Kaiser Albrecht I. von Österreich darüber ausspricht, dass er die revolutionären Unruhen in Florenz nicht niedergeworfen“. Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche, S. 495.

14) De fontibus quibus in historia seditionis Monasteriensis anabaptisticae narranda viri docti hucusque uti sunt. Monast. 1850.

15) Hase, Karl, Neue Propheten. Drei historisch-politische Kirchenbilder, Leipzig, 1851, S. 354.

16) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation³ III 423.

17) Als Manuskript gedruckt, Aachen 1852.

18) S. Anmerkung 9.

19) Brüggemann an Knoodt 1847, Juli 20, bei Knoodt, Anton Günther I 371. Cornelius, Histor. Arbeiten S. 603.

20) Danach wird wohl seine Äusserung gegen Mor. Ritter zu verstehen sein: „Ich habe meinen Freunden in Breslau gesagt: mit eurer Philosophie lockt ihr keinen Hund vom Ofen.“ Forschungen z. Gesch. Bayerns S. 7.

21) Ranke, Deutsche Geschichte³ III 423.

22) Dove, Alfred, Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max. Festrede 1895, S. 4.

23) Pfülf, Kardinal von Geissel II 301.

24) Pfülf ebenda. Friedrich, Gesch. des Vatikan. Konzils I 363. Wie Brüggemann sich zu dem Güntherianismus und der Feindseligkeit Geissels gegen denselben stellte, können wir aus seinen Briefen sehen. 1847, Juli 20, schreibt er an den Güntherischen Philosophie-Professor Knoodt in Bonn: „Der Herr wird zwar seine Kirche zu schützen und zu erhalten wissen; aber auch wir sollen nicht müßig sein, denn trotz allen Geredes von wiedererwachter Religiosität,

befestigtem Katholizismus habe ich zu meinem grössten Schmerze mich überzeugen müssen, wie erstorben in so vielen das christliche Prinzip, wie der Begriff, geschweige der innere Lebenskeim desselben abhanden gekommen, und wie viele davon wie von einer halbvergessenen, ehemals dagewesenen Institution reden. Daher tut wissenschaftliche Begründung not, damit die kirchliche Aussen-
seite nicht vorwiege, sondern mit hellem Lichte übergossen werde und sich des Sonnenlichtes erfreue.“ Knoodt, Anton Günther I 371. Und am 26. Juni 1860 an Döllinger: „Statt christlich zu raten und zu stärken, fliegt sofort eine Denunziation nach Rom, was Sie mit Recht als eine wahre Kalamität bezeichnen, wofür Deutschland schwer büssen muss. So hemmen und vernichten wir die eigenen Kräfte, welche Gott unter uns weckt, und die Staatsbehörden wissen nicht mehr, woher sie unangefochtene Männer berufen sollen. Eben jetzt hat auch Professor Trütschel in Braunsberg seine Pensionierung nachgesucht, weil er in Übereinstimmung mit der römischen Entscheidung über Güntherianismus nicht zu lesen vermöge und in einem solchen Konflikte nicht Philosophie lehren könne. Woher nun einen Dozenten der Philosophie nehmen, wenn man sich nicht darauf beschränken will, Balmes“ — eines Spaniers — „Kompendien den Studenten vorzusagen?“ Friedrich, Gesch. des Vatik. Konzils I 362.

- 25) Cornelius an Oberlehrer Theodor Stumpf in Koblenz 1865, Dez. 26.
- 26) Berliner Aufzeichnungen.
- 27) Dove, Ranke und Sybel S. 6; Giesebrecht, Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke 1887, S. 29. Trog, Jak. Burckhardt, S. 19. 129.
- 28) Über die Epochen der Geschichte des Abendlandes, S. 6.
- 29) Giesebrecht a. O., S. 16.
- 30) Cornelius, Über die deutschen Einheitsbestrebungen. Festrede 1862, Histor. Arbeiten S. 561.
- 31) Janssen, Joh. Friedrich Böhmers Briefe I 286. 425. 396.
- 32) Giesebrecht a. O., S. 20, gibt an, dass König Maximilian 1854 mit Ranke verhandelte. Es ist vielleicht ein Druckfehler statt: 1853 (vgl. Dove a. O., S. 4), da er von der Verhandlung von 1853 gar nicht spricht.
- 33) Dove a. O., S. 18.
- 34) Ringseis, Über die Notwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft. Rede an die Studierenden ... am 11. Dezember 1855. Sie erschien in drei Auflagen mit zwei polemischen Vorreden und einem Anhang fast nur polemischer Anmerkungen.
- 35) Dove a. O., S. 18.

36) Minister v. Zwehl an Cornelius 1855, Nov. 5. In dem vorausgehenden Brief vom 21. Okt. 1855 fragt Zwehl: „ob Wohldieselben geneigt wären, einem Rufe für den Lehrstuhl der Geschichte an der Münchener Hochschule zu folgen?“

37) Dove a. O., S. 18—19.

38) Herr Konrektor und Professor an der K. Industrieschule K. Auer.

39) Cornelius an Brüggemann 1859, Jan. 31: „Meine Ernennung zum Mitglied der Historischen Kommission geht nicht von den gelehrten Herren aus, sondern direkt vom König. Einige von den durch die Kommission getroffenen Wahlen sind gestrichen und dafür Löher und ich hineingesetzt worden.“ Ob das ganz richtig ist, weiss ich nicht. In dem Statut der Kommission vom 26. Nov. 1858 heisst es § 1: „Die Kommission besteht aus: 1. einem Vorstande, 2. einem Sekretär, 3. aus 15—20 ordentlichen Mitgliedern, von welchen mindestens drei Mitglieder der historischen Klasse der Akademie sein müssen, die übrigen aber ohne sonstige Bedingung aus den wissenschaftlichen Notabilitäten Deutschlands und den deutschen Provinzen der Nachbarstaaten ausgewählt werden. § 11: Ich ernenne zu Mitgliedern der Kommission die Akademiker von Rudhart, von Spruner, von Sybel und zum Sekretär derselben den Akademiker von Sybel. Dieselben haben sofort Anträge über die Ernennung auswärtiger Mitglieder einzureichen.“ Almanach der K. B. Akademie der Wissenschaften 1901, S. 124—128. Demnach scheint sich der König vorbehalten zu haben, bei der Konstituierung der Kommission Münchener Mitglieder nach seinem freien Ermessen zu ernennen. Cornelius wird auch an dem gleichen Tag, von dem das Statut datiert, zum Mitglied ernannt. Da aber an diesem Tag auch schon die auswärtigen Mitglieder ernannt sind, so ist auch in § 11 der Passus illusorisch, dass Rudhart, Spruner und Sybel erst jetzt beauftragt werden, „sofort Anträge über die Ernennung auswärtiger Mitglieder einzureichen“.

40) Cornelius an Th. Stumpf 1861, Febr. 23.

41) Er selbst lieferte dazu: Zur Geschichte der Gründung der deutschen Liga, Bd. 1; Zur Erläuterung der Politik des Kurfürsten Moritz von Sachsen; Der grosse Plan Heinrichs IV. von Frankreich, Bd. II.

42) Lord Acton, Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft 1887, S. 39.

43) Die Niederländischen Wiedertäufer etc. in den Münchener Ak. Abhandlungen 1869; Die Eroberung der Stadt Münster etc. im Histor. Taschen-

buch 1872; Der Briefwechsel etc. in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins X und XIV.

44) Br. an Hans Cornelius 1903, Febr. 28.

45) 1886 dem historischen Seminar 3000 M., 1887 dem archäologischen 3000 M., 1888 dem für neuere Kunstgeschichte 3000 M.

46) Cornelius an Sybel 1894, Jan. 21: „Ihr Gleichmut hat meine volle Sympathie, aber der Missmut dringt durch alle Poren. Friedrich Wilhelm IV. hatte Geschmack in Sachen der Kunst und Wissenschaft, Wilhelm I. liess die Hände davon. Jetzt stehen wir in einer Flutzeit von Missgriffen. Hier zeigte sich der junge Herr begeistert für die Cavalleria rusticana. Voll Schrecken ohne ich, was bei dem Kaiserdenkmal herauskommen wird.“

in der
historisch
verfassen.
Seine
in Er-
e sein
Aus-
st, be-
Seine
r paßt
zu be-
o nur
Seine
t und
dürfte
aus-
ahmen-

Utrage
ie der
m 16.
Seiten.
n des

halten
der
ssen-
schen
n im
und
von
sen-
Er-